

GNADE GIBT ES NICHT ...

Die Vertreibungskatastrophen der Deutschen in Ost-Mitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg

Band VIII/07

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie vor dem Potsdamer Abkommen (2. August 1945)

Austreibung aus Danzig im Juni 1945

Erlebnisbericht des Verwaltungsinspektors Hugo L. aus Danzig (x002/654): >>Im Juni 1945 ... ließ der russische Kommandant einen öffentlichen Anschlag an verschiedenen Mauern anbringen, in dem die deutsche Bevölkerung aufgefordert wurde, Danzig sofort zu verlassen. Zu diesem Zweck mußte jeder Deutsche zur russischen Kommandantur gehen und sich einen Ausweisungsbefehl holen.

Ich ging sofort los, und zwar am 21. Juni 1945, holte für mich und meine Frau diesen Schein und wurde ... mit Hunderten von Leidensgenossen in Viehwagen gepfercht und fuhr von Danzig über Bromberg, Schneidemühl bis Stettin, ständig von Russen und Polen begleitet, die uns unterwegs ausplünderten. Schon während der Fahrt, hauptsächlich aber in Scheune bei Stettin, wurden die Frauen aus dem Zuge herausgeholt, in den Wald verschleppt und dort vergewaltigt. Frauen und Mädchen, die sich weigerten und um Hilfe schrien, wurden barbarisch geschlagen und ihre gesamten Habseligkeiten geraubt.

Anderen wurden die Koffer, Bettsäcke und Rucksäcke aufgeschnitten und aus dem fahrenden Zug herausgeworfen. Die Männer wurden bis auf die Unterhosen ausgezogen. ... Oberstudienrat Dr. M. aus Danzig-Langfuhr stand in Scheune nur noch in Unterhosen, ohne Schuhe und Jacke, da; eine mitfahrende Flüchtlingsfrau gab ihm ihren Umhang, damit er weiterfahren konnte. Meiner Frau und mir erging es ähnlich. ...

Vollkommen entkräftet, bis zum Skelett abgemagert, fuhren wir dann über Stettin und Stralsund weiter. In Züssow brachen wir vor Erschöpfung zusammen. Eine Bauersfrau nahm uns aufgrund meiner flehentlichen Bitten für sehr viel Geld auf. Dort erholten wir uns etwas. Wir fuhren dann weiter über Rostock, Wismar nach Schwerin und machten hier 2 Monate Station, weil wir dem Sterben nahe waren. ...<<

Organisierte Plünderungen im Mai 1945, Austreibungstransport aus dem Kreis Belgard im August 1945

Erlebnisbericht des Schrankenwärters O. S. aus dem Kreis Belgard in Ostpommern (x002/-655-656): >>Anfang Mai kamen die ersten Züge mit Flüchtlingen in Richtung Stettin. ... Was ich in diesen Zügen und in den einzelnen Waggons sah, war ein Bild des Grauens. Diese Züge fuhren dicht vor oder hinter (dem) Bahnhof Z. sehr langsam. Hier sprangen ... Russen und Polen ab oder auf den Zug. ... Es war meistens Geschrei von Frauen und Kindern in den einzelnen Wagen (zu hören), so daß einem angst und bange wurde. Frauen, auch einige Männer, waren ganz entkleidet und wurden aus den Zügen geworfen. Auf dem Bahnhof Z. war in der Regel Beuteverteilung.

Weil ich bei den Russen und später auch bei den Polen Dienst versehen mußte, habe ich fast immer mit ansehen müssen, wie die letzte Habe der Flüchtlinge aus den Säcken herausgeholt und verteilt wurde. Das Dienstzimmer glich oft einem ... Warenlager. Wir haben ... an den Gleisen viele Sparbücher und wertvolle Schriftstücke zusammengesammelt. ... Dieser Zug, der jeden Tag in der 15. Stunde durch unseren Bahnhof fuhr und außer Personenwagen am Zugende auch Waggons mit Flüchtlingen hatte, wurde von uns Plünderungszug genannt. ...

Am 2. August 1945 teilte mir der polnische Bahnmeister mit, daß am 14. August 1945 ein Zug von Belgard aus über die Oder fahren würde, mit diesem hätten wir mitzufahren. Jeder könnte mitnehmen, soviel er tragen könnte. Die Wohnung wäre abzuschließen und der Schlüssel einem polnischen Bediensteten des Bahnhofes zu übergeben.

Wir waren 5 Familien, die zu diesem Zug mußten. Ein anständiger polnischer Kollege, der sich schon immer für uns eingesetzt hatte, bestellte uns einen Wagen und begleitete uns persönlich. Wir wurden mit unseren Sachen nach Belgard gefahren. Obwohl uns der Pole nicht helfen durfte, brachte er uns alle in den Zug und sagte uns mit Tränen in den Augen: "Auf Wiedersehen". ...

In unserem Güterwagen waren 33 Vertriebene untergebracht. Ein Pole in Zivil forderte in Groß Ramin von jedem 100 Zloty, sonst würde uns die Wache nicht bis Stettin begleiten, und wir würden dann unterwegs noch oft ausgeplündert werden. Wer es nicht gab, sollte in Schivelbein rausgeschmissen werden. Meine Frau und ich gaben nichts. In Schivelbein mußten wir alle raus, und von der Wache sah keiner mehr etwas.

Wir wurden dann in aller Eile in das Sammellager Schivelbein getrieben. Wer seinen Sack oder sonstiges Gepäck nicht mehr tragen konnte, ließ es liegen. Polnische Wagen nahmen es mit. Im Lager ... wurden ... so viele auf die einzelnen Stuben gebracht, so daß wir die Nacht im Sitzen schlafen mußten. Am Tage mußte alles, was gehen konnte, bei den Polen in der Ernte helfen.

Nach 6 Tagen wurden wir wieder verladen und die Fahrt ging ... bis Stettin-Zabelsdorf. Während der Fahrt nahm die polnische Begleitmannschaft einigen Flüchtlingen das Geld ab. In Stettin-Zabelsdorf wurde nochmals ... eine gründliche Kontrolle durchgeführt. Alles mußte ausgepackt werden. Viele mußten in Einzelräumen die Kleider ausziehen. Das sollte eine polnische Zollkontrolle sein. Nach meiner Ansicht war es eine Ausplünderung der von anderen Plünderern noch nicht gefundenen Gegenstände und Wertsachen. ...<<

Austreibung aus Zoppot im Juli 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin Erna H. aus der Stadt Zoppot in Westpreußen (x002/660): >>In der Morgendämmerung fing man an, die ersten Deutschen aus den Betten zu holen. Es half nichts, daß Mutter sagte, daß ich nicht zu Hause sei und daß sie mich benachrichtigen müßte. ... Sie mußte ... packen und sollte in einer Stunde aus dem Hause sein. Alle kamen zunächst zum Kurhausplatz. Dort war der Sammelort.

Als ich nach Hause kam, war unsere Wohnung ... plombiert, und ich kam nicht mehr hinein, um mir das Nötigste zu holen. ... Eine Polin hatte mir erzählt, daß alle Deutschen nach Langfuhr und von dort weiter ins Deutsche Reich abtransportiert würden. O Gott, war das ein Schreck! Würde ich meine Mutter in Langfuhr finden? Meine polnische Arbeitgeberin schickte mich sofort nach Hause. Sie gab mir sogar Proviant: Brot, Speck, Wurst und Schmalz. Ich bekam gute Butterbrote und durfte mich noch einmal richtig satt essen. Dann eilte ich nach Hause ... und danach zum Kurhausplatz

Dort sah man Bilder des Elends. Alte und Kranke, die nicht mehr gehen konnten, wurden auf Lastwagen gefahren. Ich suchte überall nach unserer Mutter. Plötzlich sah ich sie. Sie saß zusammengekauert auf ihrem Gepäck und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Dann ging es ab. In Langfuhr wurden die Deutschen in 2 langen Güterwagen verladen. Ich wurde von Mutter getrennt. Ich lief die Züge entlang und schrie ihren Namen. Plötzlich meldete sie sich, und wir lagen uns wieder in den Armen. Ich nahm sie zu mir in den Waggon, ebenso Traute und Ulla, die Kinder meiner verstorbenen Cousine. Man verteilte Brot, und ich hatte das Glück, ein Brot zu erwischen. Die Sache wurde gefilmt.

Es geschah am 20. Juli 1945. Nun fragten wir uns, wohin man uns bringen würde. Wir fuhren über Bromberg, Konitz und Schneidemühl. Wir waren froh, als wir vorbei waren, denn dort

gab es berüchtigte Lager. Wir atmeten auf, als wir nach Deutschland fuhren. Die Polin hatte mir 60 Zloty gegeben, dafür kaufte ich mir unterwegs noch ein Brot. In Küstrin, dem Ende des Polenreiches, wurden wir ausgeladen. Nun sollten wir zu Fuß weiter. Die Kranken und Alten konnten es nicht. Alle 2 Tage kam ein vollkommen mit Russen überfüllter Zug durch. Man sollte versuchen, ob man mit diesem Zug mitkam. Als wir 5 Tage gewartet hatten, versuchten wir es zu Fuß. ...<<

Austreibung aus Danzig-Langfuhr im September 1945

Erlebnisbericht der Agnes S. aus Danzig-Langfuhr (x002/661-665): >>F. verkaufte Golddollar, die sie im Haar versteckt behalten hatte und konnte nun nach Deutschland. ... Sie schenkte uns 300 Zloty. Wir waren ihr sehr dankbar. ...

In Langfuhr herrschte Flecktyphus. Jeder mußte geimpft werden. Es kostete 20 Zloty. Hunger und Läuse hatten die Seuche verbreitet. Die Deutschen starben ohne Hilfe. ... Viele traf ich auf der Straße, die sagten: "Ich gehe in den Wald, um zu sterben." Und man konnte nicht sagen: "Komm zu uns." Man war ja selbst so elend und so zermürbt.

Ich traf einen gewesenen Kunden. Erst war er ein "großer Nazi" und hatte sogar die Fahne getragen, jetzt war er ein "großer Pole". Ich mochte ihn nie. ... Jetzt tat er freundlich und fragt mich, wo wir wohnen würden. Nichtsahnend sagte ich es ihm. Er sagte daraufhin: "So, dann würde ich Ihnen raten, sich nachts nicht auszuziehen, es könnte sein, daß wir Sie im Hemd auf die Straße jagen. Es wäre besser, Langfuhr so schnell wie möglich zu verlassen." Dann ließ er mich stehen und ging ohne Gruß fort. Erschreckt ging ich nach Hause und erzählte es dort. Nach ein paar Tagen kam dieser Pole tatsächlich, um sich unsere Wohnung anzusehen. ...

Wieder kamen Polen. ... Uns nahmen sie Lebensmittel und ein von mir gemaltes Bild. Es war das einzige Bild, das ich aus meinem Atelier gerettet hatte. Als sie fortgingen, sagte der polnische Leutnant: "Jetzt geht aber raus, sonst geht es euch schlecht." ...

Wir gingen nach Danzig und besorgten uns den Ausreisepaß. ... Danach besuchten wir auf dem Friedhof die Gräber unserer Toten. Es war ein sehr schwerer Abschied. – Auf dem Schwarzmarkt wurden Lebensmittel, Wurst, Speck und Brot, Schmalz und Butter gekauft. Dann verkauften wir die Betten an die netten Polinnen, die bei Frau L. wohnten. Frau L. machte uns einen Abschiedskaffee mit "echtem Kaffee" und Kuchen. ...

Am 2. September 1945 wurden wir von Frau K. zur Bahn gebracht. Jeder hatte einen vollgepackten Rucksack und eine volle Tasche. ... Frau K. lud alles auf eine Karre und mit schwerem Herzen gingen wir zur Bahn. ... "Gott sei mit Ihnen", rief uns die gute Frau K. noch zu, dann gingen wir durch die Sperre. Es war ein Abschied von allem, was uns lieb war, Abschied von der Heimat und dem Geborgensein. Es ging ins Ungewisse.

... Wir wollten einsteigen, da hieß es: "Die Deutschen dürfen nicht einsteigen, sondern müssen hier an der Sperre warten." Es kamen noch ein paar Deutsche dazu, und so waren wir 6 oder 7 Personen mit Rucksäcken und Taschen. Dann hieß es: "Alle Deutschen sollen ins Büro kommen." ... Man nahm mir meine Handtasche. ... Die letzte Brille und alle Kleinigkeiten nahmen sie raus. ...

Wir durften zurück zum Bahnsteig. Aus dem Rucksack fehlte allerhand, er war ganz leicht geworden. ...

Auf dem Bahnsteig mußten wir ganz nach vorn gehen und in einen Viehwagen klettern. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, und von der anderen Seite ging die Schiebetür auf. Junge Kerle und Mädchen kamen rein. Im Handumdrehen hatten sie uns vor. Die Rucksäcke wurden runtergerissen, die Mäntel ausgezogen. Bis auf die Rucksäcke wurde alles hinausgeschmissen und von anderen Polen aufgesammelt. Der Zug fuhr ganz langsam. Als die Mäntel fort waren, kamen die Jacken ran. ... Da sah der Pole meine Goldbrücke. ... Als er merkte, daß die Brücke fest war, ließ er (von mir) ab und gab mir eine Ohrfeige. ...

Ins Bahnrestaurants durften wir Deutschen nicht. Aber es war ein schöner warmer Sommertag, und wir setzten uns auf die Erde. Die Tasche, die ich zurückbekommen hatte, enthielt ja Brot, Wurst und Schmalz und sogar eine Feldflasche mit Kaffee. Dann wurde erst einmal gegessen, und es schmeckte trotz aller Mühsal. ...

Ungefähr um 16.00 Uhr hieß es: "Einsteigen - Richtung Scheune". Wie würde es uns dort ergehen? Aber die Fahrt verlief ruhig, und um 18.00 Uhr waren wir dort und mußten aussteigen. In Scheune waren Russen, aber wir durften ins Restaurant gehen. Da konnte man Kaffee und Bier trinken und die Nacht über sitzen bleiben. Eine Seite des Lokals war mit Deutschen besetzt, die andere mit Russen. Die borgten sich von uns Tassen und tranken ihren Wuttki daraus. Sie gaben uns die Tassen aber nachher zurück. ... Am Morgen waren die Russen so betrunken, daß sie auf dem Fußboden lagen und schliefen. Endlich wurde es hell und man konnte draußen frische Luft atmen. Nun hatte man bereits 2 Nächte überhaupt nicht geschlafen. Die Angst und die Sorgen hielten einen wach. ...

Gegen Mittag ging der Zug nach Berlin. 2 Polen, ein Mann und eine Frau, stiegen in unser Abteil. Sie verstaute ihr Gepäck und sagten, daß wir keine Angst haben sollten, denn sie würden uns beschützen. ... Ein Russe ... sagte: "Wenn ein Pole rein will, runterschmeißen, soll auf Schiene fallen, tot sein, nix schadet." Gott sei Dank, kamen keine Plünderer und gegen Abend waren wir in Berlin ... Aber, wohin sollten wir nun? ... Wie sahen wir aus? Verwahrlost, übernachtigt, ohne Koffer. ...

Wir fragten ... nach dem Weg ... zum "Rot-Kreuz-Lager" in der Lehrter Straße. Um 22.00 Uhr waren wir da. Alles war überfüllt. Auf den Treppen, an der Erde auf den Steinfliesen lagen und standen die Menschen. Wir meldeten uns an und wurden zuerst einmal entlaust. ... Wir legten uns im Treppenhaus auf den Steinfliesen nieder. Wir hatten keinen Mantel und keine Decke. Es war kalt, und doch schlief man ein. Morgens gab es für 20 Pfennig eine Tasse Kaffee und mittags für 50 Pfennig irgendeine Suppe.

8 Tage brachten wir so auf der Erde liegend zu, dann war K. vollständig fertig. Er hatte sich durchgelegen. Der Körper war doch nur noch Haut und Knochen. Ich ging zur Lagerleitung und klagte meine Not. Die Damen und Herren ... sagten: "Kommen Sie morgen wieder."

Wir mußten also eine weitere Nacht in dem kalten Flur zubringen. Am anderen Tag wurden wir ins Lager in der Kruppstraße überwiesen. Dort gab es Etagenbetten. K. und ich bekamen ein Bett in der oberen Etage. Es war für K. schwer, die obere Etage zu erklettern, aber ich half ihm und dann ging es. Wir waren in dem Raum 175 Personen jeden Alters und jeden Standes. Die Fenster waren alle kaputt. Decken gab es nicht, aber unter sich hatte man Holzwole. Es war doch schon besser, als auf den Steinfliesen zu liegen. Wir schliefen auch bald ein. Wir hörten nicht, daß Menschen in demselben Raum gestorben sind. Man hörte und sah einfach nichts. Nur wenn man morgens aufwachte, fror man erbärmlich. ...

6 Wochen sind wir dort gewesen. Dann wurden wir mit vielen anderen durch die Engländer nach Westfalen gebracht.<<

Austreibung aus dem Kreis Regenwalde im Juni 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin Elisabeth W. aus Wurow, Kreis Regenwalde in Ostpommern (x002/665-667): >>26. Juni 1945: ... Auf einmal war das Dorf voll polnischer Soldaten. Zu uns kamen gleich 4 Mann. Dann hieß es, in einer halben Stunde fertigmachen und beim Gut antreten. Die Kinder arbeiteten gerade auf dem Feld. Ich holte sie schnell. Nun zogen wir unser bestes Zeug an, was wir noch versteckt hatten. ... Dann wurde alte und zerlumpte Kleidung übergezogen.

Die 4 Soldaten verließen unser Haus nicht mehr, sondern trieben uns ständig zur Eile an. Wir packten noch einige Nahrungsmittel in Rucksäcke und Taschen. ... Ich hatte noch 4 Kühe, 3 Schweine, 2 Ziegenlämmer, 3 Schafe, Hühner und eine Gans, die jetzt in die Hände der Polen

fielen. Es war eine Aufregung und Angst, denn keiner glaubte, daß wir nach Stettin hinter die Oder kommen würden. Sie hatten uns immer belogen, und so glaubten wir ihnen auch jetzt nicht. Alle hatten Angst vor Sibirien. Einige Familien hatten sich versteckt. Sie kamen dann später mit der Bahn raus.

Nachdem wir angetreten waren, wurde unser Gepäck durchsucht; was ihnen gefiel, nahmen sie uns weg. ...

Wir zogen nun über Winnigen, Freienwalde ... nach Podejuch über die Oder. Auf diesem Weg war man manchmal der Verzweiflung nahe. ... Die Kinder litten oft Hunger, und mancher Russe gab ihnen Brot, aber nie die Polen. Ein Russe gab meiner 4jährigen Tochter ... Fleisch und Brot und sagte dann: "Laß' essen, ich auch Kinder, diese immer gerne essen." So zogen wir nun bis Pasewalk, von da aus zog dann jeder seinen eigenen Weg. ...<<

Austreibung aus dem Kreis Dramburg im Juni 1945

Erlebnisbericht der E. D. aus Rützow, Kreis Dramburg in Ostpommern (x002/667-670): >>Es war im Juni 1945. Als wir uns von den Aufregungen, Sorgen und Strapazen, welche der Feindeinbruch ... mit sich gebracht hatte, etwas erholten und die Felder bestellt hatten, so gut Menschen- und Pferdekräfte es zuließen, da tauchte eines Tages das Gerücht auf, die Einwohner einer nahen Kleinstadt hätten den Räumungsbefehl bekommen und wir müßten alle in Kürze die Heimat verlassen. Wir glaubten es nicht. Von der Feldarbeit kommend, sprach ich mit einigen Bauern, die mitten im Dorf alles Geschehen besser beobachten konnten als wir. Die lachten und sagten: "Das polnische Zivilvolk muß nächstens raus, und nun verbreiten sie kurz vorher solche Gerüchte."

... Am ... 28. Juni 1945 kamen 2 polnische Soldaten und forderten uns auf, binnen 15 Minuten das Haus zu verlassen und zum Dorfplatz zu kommen. Wir glaubten immer noch, es handele sich um eine vorübergehende Angelegenheit. Sie würden aus den Häusern rauben, was ihnen gefiel, und dann könnten wir wieder hinein. Jeder packte schnell einige Kleidungsstücke, Sachen und etliche Lebensmittel zusammen, die den Polen nicht in die Hände fallen sollten. Mein fast 72jähriger Vater, der dem Posten zu verstehen gab, daß man soviel Zeit haben müsse, um sich etwas zusammenzupacken, wurde mit dem Gewehrkolben bedroht.

So verließen wir am 28. Juni 1945, nachmittags um 14.30 Uhr, unser Haus – Vater, meine Schwester Margarete und ich.

Es war ein äußerst kühler Tag mit Sturm und Regen. Auf der Straße trafen wir unsere Nachbarn. ... Auf dem Dorfplatz angekommen, wo sich fast alle Einwohner des Dorfes versammelt hatten, wurden wir weitergeschickt in Richtung Nuthagen. Da der Regen immer stärker wurde, rasteten wir in Nuthagen in Scheunen. Bald ging es über Rosenow – Bonin weiter. Der Weg war beschwerlich, das Gepäck wurde immer schwerer. Rosenow war wie ausgestorben. ... An der Chaussee hatte der Sturm mehrere Birken umgeschlagen. Mit viel Mühe wurden sie beiseite geschleppt, um den wenigen Fuhrwerken Platz zu machen, auf denen Kranke und kleine Kinder transportiert wurden.

In der Dunkelheit kamen wir in Bonin an und wurden dort in Scheunen gewiesen. Die meisten ... Vertriebenen kippten übermüdet und durchnäßt, ohne sich umzuziehen, auf ihr Gepäck, um zu schlafen. Doch kaum waren sie eingeschlafen, kamen Polen und leuchteten mit Taschenlampen alles ab. Aus anderen Unterkünften hörte man Schreckschüsse und Geschrei von Jugendlichen, die sie aufgefordert hatten, ihnen zu folgen. Gott sei Dank wurde unsere Ecke nicht behelligt. ...

Am ... Morgen ging es nicht gleich weiter. Der ganze Vormittag verging mit der Durchsuchung des Gepäcks. Vielen wurde hier ein Teil der wenigen Habseligkeiten weggenommen. Auch meinem Vater wurden die Kleidungsstücke geraubt, die er selbst dringend benötigte. Noch anwesende Deutsche durften uns aber eine Tasse heißen Kaffee reichen.

Dann wurden wir nach Wangerin geführt. Jedem fiel die mühselige Wanderung schwer, besonders aber den Alten und Schwächlichen. Ich sorgte mich um meinen Vater und meine Schwester, die beide sagten, daß sie dieses Tempo nicht lange aushalten könnten. ... Ich hatte bereits 3 ermüdete Menschen sterbend am Wegrande liegen sehen. ...

Noch wußten wir nichts über das Ziel. Gelegentlich sagte ein polnischer Soldat: "Na Odder" – also sollten wir über die Oder. Da ging uns ein Licht auf. In Wangerin wurden uns die Fuhrwerke weggenommen, nur ein – Schwerkriegsbeschädigter durfte seinen Handwagen behalten. ... Immer größer wurde der Leidenszug; aus vielen Ortschaften gesellten sich bekannte und unbekannte Menschen hinzu.

Ab Wangerin konnten wir dann bis Stargard ohne Bewachung gehen. Als wir uns am Spätnachmittag des 29. Juni 1945 einmal umsahen, bemerkten wir, daß eine Anzahl von Rützower Bauern nicht mehr in der Marschkolonne waren. In der Ferne sahen wir sie noch. Sie hatten einen Feldweg eingeschlagen und gingen wieder zurück. ...

Wir erreichten bis zum Abend Winnigen, dort schliefen wir in einem großen Stall. Kaum war Ruhe, da kamen polnische Unholde. ... Erstmals machten sie sich hier an die Kinderwagen heran, da sie bemerkt hatten, daß in den Kinderwagen hin und wieder Sachen von Wert verborgen waren. Das gab natürlich ein großes Geschrei der Kleinen und Jammern der Mütter. Jeder, der von dieser Durchsuchung verschont blieb, war froh. ...

Am Morgen des 30. Juni 1945 beschlossen 4 Rützower Familien und wir, einen Rückkehrversuch zu unternehmen. Als wir bereits 3 Kilometer gegangen waren, begegneten uns Verwandte und Bekannte aus Labenz. Sie sagten zu uns: "Gebt euch keine Mühe, es ist zwecklos, die Deutschen werden in allen Orten ausgewiesen." Da kehrten wir wieder um. Die anderen Rützower hatten jetzt einen Vorsprung von etwa 6 Kilometern. Im Laufe des Tages, als mein Vater für eine kurze Strecke meinen Koffer trug, kam plötzlich ein Russe, riß ihm den Koffer aus der Hand, und weg war die Hälfte meines Gepäcks. Als wir am Abend in einem Haus in Freienwalde übernachten wollten, kamen Russen, verboten uns, dort zu übernachten und raubten bei dieser Gelegenheit den Koffer meines Vaters.

Wie durch ein Wunder hatte ich in diesem Haus einen Topf mit ca. eineinhalb Pfund Schlachtfett gefunden, das uns sehr willkommen war. Durch den Kofferraub erheblich erleichtert, gingen wir in die Stadt. Dort fanden wir ein Quartier auf dem Boden über einer Tischlerwerkstatt. ... Im Nachbarhaus durften wir uns eine bescheidene Mahlzeit kochen. Eine Nachbarin schenkte mir etwas Kaffee-Ersatz, Sirup und Stricknadeln, welche eine große Gabe! ...

Dann wanderten wir auf Stargard zu. Wir beobachteten, daß in den wenigen überfüllten Zügen einzelne Deutsche mitfahren. Wir 12 Personen, wollten es auch versuchen, wurden aber vom Bahnhof getrieben. Nun ging es unter polnischer Bewachung weiter. In Dahlow-Pegelow ... wurde gerade eine große zusammengetriebene Herde gemolken. ... Wir bemühten uns auch und erhielten von den Polen entrahmte Milch, ein Genuß, der uns auf der ganzen Tour nur wenige Male zuteil wurde.

Auf dem Bauernhof wurde uns die Scheune als Nachtquartier zugewiesen. In dem verlassenen Haus räumte ich die Küche etwas auf und brachte den Herd in Gang, um eine bescheidene Mahlzeit zu bereiten. Als ich kurz die Küche verließ, stürzten sich so viele an den Herd, daß ich beinahe nicht mehr an den Herd kam und zur Seite gedrängt wurde.

... Wir gingen zeitig zur Ruhe, streckten uns in einem Zimmer auf dem Fußboden aus. Verstaute Rucksack und Schuhe unter dem Kopf, und dachten voller Sorge daran, was der nächste Tag wohl bringen würde. ...

Am Morgen hielt ein polnischer Soldat meinen Vater fest. Er hatte es wohl auf seine Schuhe abgesehen. Ich wandte mich an einen polnischen Offizier, der dafür sorgte, daß er nicht geraubt wurde.

Eine schlimme Nacht folgte dann in Rosengarten an der Reichsautobahn. Eine unübersehbare

Menschenmenge hatte sich auf dem großen Parkhof versammelt. Sie hockten dicht an dicht auf ihrem Gepäck. ... Manche Leute hatten sich kleine Feuer gemacht, um sich aufzuwärmen. Unaufhörlich stelte ein polnischer Kriegsbeschädigter zwischen den müden Menschen herum. Sein Vorhaben war es wohl, Jugendliche aufzustöbern. Uns kam es vor, als käme er aus der Hölle, um hier die armen Menschen zu peinigen. Unsere Gruppe hatte sich vor einer Hausfront auf ein paar Brettern ausgestreckt.

Es war eine kühle Nacht. Nur wenige besaßen Decken oder Mäntel. Wir waren kaum eingeschlafen, als wir durch lautes Schreien aufgeschreckt wurden. Ein junges Mädchen sprang über uns aus dem Fenster, und floh gehetzt von polnischen Eindringlingen. ... Mit dem Schlaf war es nun vorbei. Wir wärmten uns an einem der Feuer und erwarteten den Morgen. Die Kartoffeln für eine Mahlzeit suchten wir uns in einem Keller zusammen.

Am nächsten Morgen ging es unter Bewachung auf die von den Deutschen gesprengte riesige Autobahnbrücke zu, die über die Oder führte. ... Es ging weiter nach Ferdinandstein. Dort war das Pflaster furchtbar ausgefahren, so daß viele Kinderwagen und Handwagen Pannen hatten. Wir kamen an einer Notbrücke über die Oder vorbei, durften aber noch nicht hinüber, sondern wurden in ein Wäldchen geführt, wo vielen wieder ein Teil ihrer Habe geraubt wurde. ... Wir sahen uns einen Unterstand an, streuten etwas Heu hinein und hatten so ein gutes Nachtquartier. Wir versuchten noch anschließend, im Dorf einige Lebensmittel zu bekommen und kamen glücklich mit etwas Brot, Milch und Johannisbeeren zurück.

Nach verhältnismäßig guter Nachtruhe wurden wir dann am nächsten Vormittag über die Oder gesetzt und konnten nun auf eigene Faust weitergehen.<<

Austreibung aus dem Kreis Friedeberg im Juli 1945

Erlebnisbericht der Bäuerin Anna K. aus Machuswerder, Kreis Friedeberg in Ostpommern (x002/671-682): >>Der Juni neigte sich seinem Ende entgegen. Da kam die Parole auf: "Die Deutschen müssen heraus." Wir wollten es nicht glauben. Die Nachricht wirkte lähmend auf uns, keiner hatte mehr Lust zur Arbeit. Das Pferd, welches ich vom Gut geliehen hatte, wurde fortgeholt und schon beunruhigte uns eine neue Hiobsbotschaft. Die Gemeinde Althaferwiese war abgerückt. Einen Handwagen durfte jeder nehmen und pro Kopf 40 Pfund Gepäck. ...

In einer halben Stunde mußte jeder herunter sein von Haus und Hof. Netzbruch zog ebenfalls ab. Dies waren die beiden Ortschaften, in denen meine Brüder wohnten. ... Wir gingen nun daran, einiges in Säcke zu verpacken. Man hatte uns gesagt, daß dies sicherer sei als Koffer. Herr W. baute mit den Rädern eines alten Kutschwagens 2 kleine zweirädrige Karren. Wenn die Sachen richtig gepackt wurden, konnte man damit eine Menge Gepäck transportieren.

Am ... 1. Juli 1945, nachmittags um 17.30 Uhr, erschienen der polnische Bürgermeister, ... 2 polnische Polizisten, der russische Polizist vom Gut und eine Menge ... Mitläufer. "In 30 Minuten raus!" Meine damals 7 Jahre alte Tochter Rosemarie lag mit 39 Grad Fieber krank im Bett. ... Ich schickte Annelore, meine älteste Tochter – damals 13 Jahre alt – los, um ihre 3 Geschwister nach Hause zu holen. Ich aber ging daran, den Rest einzupacken und hinauszuschleppen. Der Handwagen war auch noch nicht da. Herr W. baute noch daran. Ich bat darum, einen ganz leichten Ackerwagen – einen Einspänner – nehmen zu dürfen. Der Russe wollte es nicht gestatten, aber der Pole erlaubte es. Mit der Uhr in der Hand standen sie dabei.

Wir hatten gewußt, daß dies kommen würde, und doch wurden wir überrascht. Viele Dinge wurden vergessen. Auch meine Wertsachen blieben auf dem Balken im Hausflur liegen. Die abwesenden Kinder kamen endlich zurück. Zuletzt holte ich meine beiden Kinder heraus, die nur in Mäntel eingehüllt, im Bett lagen. Einiges an Kleidung warf ich noch über die Säcke, dann waren die 30 Minuten herum.

Wir zogen los. ... Oft sah ich mich um. Im Abendsonnenschein lag der Hof da; ein alter Hof. Dort war ich geboren worden. Meine Eltern hatten dort vor uns gelebt, geschafft und waren

von dort hinausgefahren worden zu ihrer letzten Ruhestatt auf dem Friedhof. ... Jetzt kamen Fremde und jagten uns davon. Friedlich standen Schafe und Kühe auf der Weide. Wer würde sie heute abend melken und all die folgenden Tage?

Und die Kinder, was sollten sie essen? Die Milch würde ihnen fehlen. Brot, etwas Speck, Schmalz und auch Fleisch hatte ich mitgenommen. Aber wenn das alle war, was dann? In dieser Stunde ging mir eine kleine Ahnung auf von dem Elend, dem wir entgegengingen, aber in seinem ganzen Umfange habe ich es nicht erfaßt. In mir war immer noch viel Zuversicht und Mut.

Hinter einem Roggenfeld, das der Reife entgegenging, hatte Wolfgang angehalten. Dort zog ich erst einmal die kleinen Kinder an. ... Dann ging es weiter. Hinter uns lag ein sicheres, warmes Heim, lagen reife Getreidefelder, blühende Kartoffeläcker, weidende Kühe mit strotzenden Eutern. Vor uns lag die endlose graue Straße, die Ungewißheit. Noch ahnten wir nicht, was an ihrem Rande unser harrete. Wenn wir nur nach Deutschland kämen, fort von Polen und Russen zu deutschen Menschen, die mußten uns doch verstehen, mußten uns helfen, diesen letzten, schwersten Schlag zu ertragen.

Die erste Station war der Ort Neumecklenburg. Dort verbrachten wir die erste Nacht bei Herrn W.

In Neumecklenburg rechnete man am ... 2. Juli 1945 mit der Austreibung. So kam es auch. Wir packten die Säcke von unserem Wagen auf den Handwagen, den W. gebaut hatte. Auch Frau L. und ihre Familie machten sich zur Fahrt fertig. Frau B., wo wir die Nacht verbrachten, hatte eine Tochter von etwa 30 Jahren, die bettlägerig war und eine andere erwachsene Tochter, die im Wachstum zurückgeblieben war und geistig auf der Stufe eines etwa neunjährigen Kindes stand. Die Bettlägerige bekam ein Lager auf dem Wagen. Für diese Frau war es sehr schwer. ... Nur ein Sohn von 17 Jahren, der sehr leichtfertig war, half ihr etwas. Die kleine Verwachsene kam ihr dann noch vor der Oder abhanden. Wir verloren Frau B. später aus den Augen.

Am Nachmittag waren alle Einwohner des Ortes Neumecklenburg bei der Kirche angetreten. Hier mußten alle stehenbleiben, bis die Polen und Russen alle Wagen kontrolliert hatten. Was die Polen gebrauchen konnten, behielten sie zurück. Die Säcke mußten aufgemacht werden, und bald türmten sich die Betten am Straßenrand. Neumecklenburg war eine große ... Ortschaft, die Kolonne war daher ziemlich lang. Wir hielten am Ende der Kolonne. Pferde und Wagen waren das erste, was sie uns abnahmen, aber damit hatten wir gerechnet.

Auf dem Handwagen lag ein Bett. Auf diesem Bett saßen meine zweieinhalb Jahre alten Zwillinge Ulrich und Brigitte. Als die Kontrolle an meinen Wagen kam, fragten sie nach Betten. ... Sonderbarerweise ließen sie mir das Bett für die Kinder und sahen davon ab, die Säcke zu kontrollieren. Vielleicht hielten sie die beiden Kinder davon ab, vielleicht hatten sie auch schon genug.

Endlich konnte sich der Zug in Bewegung setzen. Ein Russe begleitete ihn auf dem Fahrrad bis zur Oder. Einige Polen gaben uns das Geleit bis zur nächsten Ortschaft, um gewiß zu sein, daß auch keiner der ... ausgeplünderten Deutschen zurückblieb. Der 2. Juli 1945 war ein trüber, regnerischer Tag. Vorn an der Deichsel gingen mein Sohn Wolfgang und ich, Else und Hilde M. schoben hinten. Meine Tochter Rosemarie, die noch krank war, hielt sich am Wagen fest. Meine Tochter Annelore ging hinter dem Wagen der Frau L., den W. zog, und meine beiden Kleinen saßen auf dem Bett und sahen ahnungslos in die Welt. Über Steinhöfel ging es nach Gurkow zu. An den Straßen standen die Deutschen und sahen uns nach. ... Die ... Nacht verbrachten wir in einem Bauernhaus, das seine Besitzer soeben verlassen hatten.

Am 3. Juli 1945 ging es auf schlechter, sandiger Straße teilweise bergauf weiter. Die Einwohner der Ortschaften Steinhöfel und Gurkow mußten sich anschließen. Ein Stück hinter Gurkow mußten wir etwa eine Stunde halten, weil Viehherden an uns vorbeigetrieben wurden.

Unabsehbar lang war unsere Kolonne geworden: Kleine und große Handwagen, dazwischen Schubkarren, worauf Menschen ihre Habe hatten, die sie mitnehmen durften.

Gegen 11 Uhr ging es weiter. Zwischen Zechow und Zantoch blieben wir von 13.00 Uhr bis 17.30 Uhr liegen. Links floß die Warthe an uns vorbei, rechts lag ein Bahndamm. ... Wir lebten in diesen Tagen von den Lebensmitteln, die wir mitgenommen hatten. Ich hatte 14 Brote und noch etwas Backschrot mitgenommen. ... Rosemarie ging mit dem Sohn eines Bekannten, um eine Kanne Wasser zu holen, da hieß es plötzlich: "Weiter!"

Jeder Wagen mußte weiter. Halten durften wir nicht, sonst wären wir ein Hindernis für die anderen geworden, die hinter uns waren. Ich rannte zurück und schrie. Der Junge kam zurück, aber meine Tochter Rosemarie war nicht zu sehen. Ich rannte bis zum Gehöft, wo sie Wasser holen sollte, fand sie aber nicht. Dann lief ich der Kolonne nach, und als ich unseren Wagen erreichte, war sie Gott sei Dank dabei. ... Wie leicht war es damals, daß Kinder von ihren Eltern getrennt wurden. ... Wer in diesem Gewirr ein Kind verlor, mußte Glück haben, um es wiederzufinden.

... In einem gesteigerten Tempo ging es bis Landsberg an der Warthe. Unsere lange Kolonne mußte durch die Stadt ziehen. ... An den Straßenrändern ... standen Russen und Polen. Manche hatten ernste Gesichter, andere höhnten und lachten über uns. Einmal sah ich ein aufgezupftes Mädchen, das Blechdeckel zusammenschlug.

Wir mußten ganz durch Landsberg hindurch. ... Um 22.30 Uhr durften wir haltmachen. Es war bereits dunkel geworden. Wir waren todmüde, denn wir hatten mit dem Handwagen ... 22 km zurückgelegt. Hier verbrachten wir die erste Nacht im Freien. Wir hatten Säcke von den Wagen genommen und diese an die Hauswand gelehnt. Dort setzten wir uns auf die Säcke. ... Ein polnisches Mädchen kam und fragte, wer kleine Kinder hätte. Dann bedeutete sie uns, daß die Kinder bei ihr im Haus schlafen könnten. Frau L., Annelore mit meinen beiden Kleinen und den Kindern der Frau L. gingen mit. ...

Herr W., Wolfgang und ich blieben auf den Säcken sitzen. Ein feiner Nieselregen fiel herunter. Wir hüllten uns in Mäntel und Decken, aber richtig geschlafen hat keiner. "Wir müssen sehen, daß wir uns etwas Warmes kochen können", meinte Herr W. Er suchte Steine zusammen und fügte sie zu einem an einer Seite offenen Viereck zusammen. Dann suchte er Holz. Ein Beil sowie Kochtöpfe hatten wir mitgenommen. Er machte Feuer zwischen den Steinen und Wasser fand sich auch. So kochten wir zum ersten Mal auf diese Art unseren Kaffeeersatz, den wir mitgenommen hatten. Andere machten es auch wie wir. In der Folge mußten wir uns auf diese primitive Art oft behelfen. Die Kinder kamen dann auch zum Vorschein, und wir aßen Brot und tranken Kaffee dazu. ...

In den Tagen unseres Marsches wurden wir nicht mit Essen oder Lebensmitteln versorgt. Jeder mußte zusehen, wie er es machte. Wir hatten Fleisch- und Wurstgläser dabei, auch Wurst, Fett und Brot. Unser Franzose hatte damals, als wir im Januar an Flucht dachten, immer gesagt, daß man zuerst für Lebensmittel sorgen müßte. Dies hatte ich mir gemerkt, und ich muß sagen, daß er recht hatte.

Etwa um 8 Uhr ging es weiter. Hinter Landsberg begann das Elend der Landstraße. Auf dem Bürgersteig lag die erste Tote, eine Frau mit blau angelaufenem Gesicht und aufgedunsenem Leib. Unser Marsch ging weiter. Die Sonne kam zwischen den Wolken hervor. Es wurde recht warm. Zum nächsten größeren Dorf ... war es eine Strecke von 15 Kilometern. Dort machten wir nur kurz ganz halt. Hier gab ich einem Polen meinen Hund, der mir von zu Hause gefolgt war. Es war eigentlich schlecht von mir, daß ich die Treue meines Hundes derartig belohnte, aber ich bekam für den Hund Milch für meine kleinen Kinder, die tagelang keine Milch erhalten hatten. Ich dachte auch daran, daß ich nicht genügend Futter für den Hund hatte.

Brigitte war krank geworden. Sie hatte einen bösen Durchfall. Daß es der Anfang von "Ruhr" war, ahnte ich damals noch nicht. Wir zogen weiter, und diese Nacht verbrachten wir auf ei-

nem Heuboden, der allerdings ohne Heu war. Zuvor hatten wir uns draußen auf dem Hof – wie auch viele unserer Schicksalsgenossen – auf zusammengelegten Steinen ein Essen gekocht. Kartoffeln fanden wir auf den Feldern. Die meisten Menschen des Trecks lebten nur von dem, was sie auf den Feldern fanden, oder aßen das unreife Obst am Straßenrand. Brot hatten nur sehr wenige.

Die Folge davon war, daß sie krank wurden. Kleine Kinder unter einem Jahr sind wohl fast restlos gestorben. ... Es fehlte die Milch. ... Dazu kam der Wechsel der Witterung. Glühender Sonnenbrand wechselte mit kalten Regenschauern. Jeden Tag ging es ein Stück weiter. Manchmal machten wir 9 km, ... dann wieder 20 km und mehr. Oft trieb man große Viehherden an uns vorbei in Richtung Osten, andere wieder in Richtung Westen. Wir wurden aus diesem Wirrwarr nicht recht klug. Aber es war wohl so, daß der Russe das gute Vieh nach Osten abtrieb und das weniger gute Vieh zur Versorgung seiner Armeen nach Westen schickte.

Wir zogen auf staubiger Straße dahin. ... Aus den Wäldern ... wehte der "Pesthauch". Dort lagen Leichen von Tieren und Menschen fast unbedeckt. ... Der Kopf oder die Füße sahen hervor. Ungeheure Schwärme von blauen Fliegen, saßen auf diesen Leichen. Sie kamen und umschwärmten uns. Jede noch so kleine Wunde und Schramme wurde später bösartig und eiterte. Es dauerte oft ein Vierteljahr, bis kleine Wunden heilten. ... Zwischendurch lagen kaputte Geschütze, Panzerfäuste, zerbrochene Wagen. Über alledem brannte unbarmherzig die glühende Julisonne.

Zu dem Hunger kam ... der Durst. ... Kam man ... in ein Dorf oder ... verlassenes Gehöft, dann stürzte sich alles gierig auf das Wasser und trank die Keime der Krankheit in sich hinein. Soweit es möglich war, vermieden wir es, ungekochtes Wasser zu trinken. Wir kochten uns, wenn eine kurze Rast war, dünnen Kaffee. Diesen Kaffee nahmen wir dann in einer Milchkanne mit. Ich konnte es aber nicht immer verhindern, daß die Kinder Wasser tranken. Anne-Lore bekam dann auch den schlimmen Durchfall. ...

Wenn ich mich umsah, dann lachte mir das von Sonne und Wetter tief gebräunte Gesicht meines kleinen Ulrich entgegen. Seine kleine Schwester Brigitte, die von Krankheit und Unbehagen geplagt wurde, hatte sein Gesicht zerkratzt, und es war ganz voller Schrammen. Trotzdem aber lachte er mit seinen Grübchenwangen, und der warme Wind zerwühlte sein helles Haar über der braunen Stirn. ... Neben ihm aber saß Brigitte, blaß, mit tiefliegenden Augen, und wurde von Tag zu Tag immer magerer. Wenn mein Blick dann auf einen Grabhügel am Straßenrand fiel, biß ich die Zähne zusammen. Vorwärts, nur vorwärts!

Wir mußten so schnell wie möglich nach Berlin und von der Straße herunter. In Berlin hatte ich Verwandte und Bekannte, die mir helfen würden. Dort konnte ich mit dem Kind zum Arzt gehen. Es würde seine Ordnung bekommen und wieder gesund werden.

Wie aber ging es den vielen, die nichts mehr zu essen hatten, die von den kargen Früchten der Felder am Weg leben mußten? Typhus und Ruhr verbreiteten sich immer mehr. Manche starben unterwegs. Oft habe ich Menschen mit blauen Gesichtern am Rande der Straße liegen sehen, schwer nach Atem ringend oder müde zusammengesunkene Gestalten, die wohl nie mehr hochgekommen sind. Manchmal waren es auch schon Leichen. Viele aber sind noch dort hingekommen, wo man sie hindirigierte und sind dann gestorben. Mein Bruder Albert K. starb am 22. November in einem Dorf in der Uckermark und seine Frau Luise am 1. Dezember 1945. Beide starben an Typhus. ...

So zogen wir dahin. Eine endlose Kolonne des Elends, eines Elends, wie es niemand zuvor gekannt und geahnt hatte. In zerschossenen Häusern haben wir manchmal übernachtet oder in Scheunen oder im Freien. Die Häuser und Scheunen starrten von Unrat, im Freien war es am besten. Manchmal mußte ein Teil des Trecks haltmachen und die Toten beerdigen, die am Straßenrand lagen.

In Balz waren viele polnische Soldaten. Sie dirigierten unseren Treck in Nachtquartiere, in

Scheunen und Ställe. Wir sollten in einer Scheune übernachten, aber W. sagte: "Nein, das tun wir nicht." ... Wir bogen in eine Seitenstraße ab. Hinter einer Wegbiegung lag ein zerstörtes neues Haus. Das kleine Stallgebäude war jedoch nicht zerstört. ... Dort machten wir uns ein Quartier für die Nacht fertig und konnten ruhig schlafen.

Am ... Morgen wärmten wir das Essen und kochten noch einen Topf Kaffee dazu. Dann machten wir Brote fertig, damit wir den Kindern etwas geben konnten, wenn sie hungrig wurden. Meine 14 Brote waren noch nicht alle verzehrt, aber schon ziemlich hart geworden. Wir besaßen noch immer Fett und Wurst, und daher hatten wir auch noch Kraft, diese großen Strapazen zu ertragen. Als wir gefrühstückt hatten, machten wir unsere Wagen fertig und zogen auf die Straße. Die Menschen waren sehr aufgeregt.

3 Menschen waren in dieser Nacht ermordet worden und mehrere verletzt. Eine der Ermordeten war Mutter von 3 Kindern. ... Dies war in der Scheune geschehen, in der wir übernachten sollten. Polnische Soldaten waren in der Nacht in die Scheune gekommen. Mit Blendlaternen hatten sie das, was ihnen wertvoll erschien, aus der letzten Habe der Vertriebenen herausgesucht. Wer sein Hab und Gut verteidigen wollte, wurde erschossen. Zuletzt schossen sie wahllos auf jeden, der sich nur aufrichtete. ...

Tamsel lag etwa 3 Kilometer von Balz entfernt. Es war das letzte größere Dorf vor der Oder, also vor Küstrin. Gegen 11 Uhr vormittags kamen wir in Tamsel an. Hier sollte zu unserem Elend noch das Grauen und Entsetzen hinzukommen. War es denn noch immer nicht genug? Hatten wir nicht schon genug ertragen müssen? Immer neues Leid, immer neue Last senkte sich auf uns herab. Ob wohl alle deutschen Menschen so viel leiden mußten, nur weil sie Deutsche waren?

Wir mußten durch ein Spalier von polnischen Soldaten hindurch. Aus der Kolonne wurden Menschen herausgesondert. Diese mußten aus der Reihe heraus und sollten mit Wagen und allem, was sie hatten, auf die Höfe gehen, die an der Straße lagen. Keiner wußte, was das zu bedeuten hatte, aber keiner ahnte Gutes. Die Menschen weigerten sich. Manchmal waren es einzelne Personen, besonders junge Mädchen, die zurückgehalten wurden. Die Mütter klammerten sich an die Mädchen und weinten. Die Soldaten wollten sie mit Gewalt mit sich zeren. Als das nicht ohne weiteres ging, begannen sie mit Gewehrkolben und Reitpeitschen auf die armen, gehetzten, geängstigten Menschen einzuschlagen. Die Schreie der Geschlagenen hallten weithin. Es war ein entsetzliches Bild, das ich wohl nie vergessen werde.

Auch zu uns kamen polnische Soldaten, die Reitpeitsche in der Hand. Mit erhitzten Gesichtern bedeuteten sie uns, aus der Kolonne heraus auf die Höfe zu fahren. Else und Hilde M. begannen zu weinen. Ich sagte: "Kommt nur, es nützt nichts, sie schlagen uns kaputt. Wir versuchen nachher zu entkommen." (Einige) Russen standen mit höhnischen Gesichtern dabei. Sie zuckten mit den Achseln und bedeuteten uns, daß die Polen die Herren seien. Als alles aussichtslos erschien, sah ich einen höheren polnischen Offizier. Ich zeigte auf meine 3 Kinder und fragte, was man von mir wollte, ich hätte 3 Kinder. Was ich noch alles in meiner Verzweiflung sagte, weiß ich nicht mehr, aber er sagte: "Dawai, Chaussee!" Wir griffen unsere Sachen und machten, daß wir fort kamen. ...

Wir wurden wieder aufgehalten. Vor unseren Augen vollzog sich ein grauenhaftes Schauspiel, das uns alle tief beeindruckte. 4 polnische Soldaten versuchten, ein junges Mädchen von ihren Eltern zu trennen. Verzweifelt klammerten die Eltern sich fest an das Mädchel. Die Polen schlugen mit Gewehrkolben auf die Eltern, besonders den Mann, ein. Dieser taumelte, da stießen sie ihn über die Straße, die Straßenböschung hinunter. Er fiel hin. Ein Pole riß seine Maschinenpistole von der Schulter. Eine Reihe Schüsse knatterte. Einen Moment war alles totenstill, dann gellten die Schreie der beiden Frauen auf. Sie eilten zu dem Sterbenden. Die 4 Polen aber verschwanden im Walde. Als wir endlich weiterfahren konnten, schallte das verzweifelte Weinen der beiden Frauen, gemischt mit den Schreien der geschlagenen Männer ... hinter uns

her.

... In all diesem Wirrwarr wurden wir von Frau L. und Herrn W. getrennt. Das Schlimmste war: Meine Tochter Annelore war bei ihnen. Wo waren sie? Hatte man sie auch in Tamsel festgehalten? Oder waren sie weitergefahren? Nach einer halben Stunde quälender Ungewißheit sahen wir sie endlich am Wegesrand stehen. Einige Polen waren gerade dabei, Herrn W. die Stiefel auszuziehen. Er aber ließ es sich nicht gefallen. Er machte ihnen klar, daß er ein Tscheche sei, und da ließen sie ihn zufrieden. Annelore hatte große Angst um uns gehabt und weinte. Ja, sie konnte noch weinen, wir aber fanden keine Tränen mehr.

So ging der Tod mit uns in verschiedenster Form. Er wehte uns entgegen im Pesthauch der verwesenden Kadaver, in den verdreckten Brunnen und in Gestalt von raubenden und mordenden Banditen. Als wir wieder beisammen waren, gab es nur noch eins für uns: "Vorwärts!" Um jeden Preis über die Oder. Wir sahen immer mehr Tote am Straßenrand liegen. ... Wir strebten vorwärts, nur vorwärts, in Richtung Küstrin. ...

Am 6. Juli 1945 ... lag Küstrin vor uns. Am Rande der Stadt standen einige kleine Häuser, die noch bewohnt schienen, aber an den Straßen sahen wir nur noch Ruinen. Küstrin war eine vollständig zerstörte Stadt. Dort wohnte keine Menschenseele mehr, zumindest in dem Teil, der östlich der Oder lag. ... Wir zogen in langer Kolonne durch die Straßen dieser Ruinenstadt, über der ein starker Geruch von Brand und Verwesung lag. ... Oft waren die Straßen durch Trümmernmassen versperrt. ... Endlich gegen 17.30 Uhr erreichten wir die Oder-Brücke. Wir waren bereit, alles an Wertsachen zu opfern, was wir noch hatten, wenn wir nur über diese Oder kämen. Dort waren deutsche Menschen, die würden uns helfen, uns verstehen. Nur fort von diesen Räubern und Mördern. ...

Polnische Soldaten kontrollierten noch einmal jeden Wagen. Es waren vielleicht noch 6 bis 8 Wagen vor uns, da wurde die Schranke geschlossen. Schluß für heute! Was nun? Unsere Enttäuschung war grenzenlos. So kurz vor dem Ziel, und wir kamen nicht mehr durch. Wo sollten wir bleiben? In Küstrin war es nicht möglich. In den Ruinen konnte keiner ... die Nacht verweilen. Da hieß es: "Weiterfahren in Richtung Frankfurt/Oder." Was sollte das bedeuten? Sollten sich die Schrecken von Tamsel wiederholen? Wollte man uns nach Sonnenburg ins KZ bringen? Wir waren ihnen ja wehr- und schutzlos ausgeliefert. Die Kolonne bestand fast nur aus Frauen, Kindern und Greisen. Männer waren nur wenige dabei.

... Nach der Hitze des Tages bezog sich der Himmel mit schweren Wolken. Fern grollte Donner. Wir fuhren dahin, Wagen hinter Wagen, kleine und größere, dazwischen Schubkarren. ... Der Zug war unübersehbar. Es waren wohl Tausende. Brigitte weinte, Rosemarie taumelte vor Müdigkeit, aber wir mußten weiter, immer weiter.

Noch war kein Haus, kein Dorf zu sehen. ... Immer näher grollte der Donner. Auf der schmalen Straße fuhren Lastkraftwagen der Russen dicht an uns vorbei. Als die ersten heftigen Windstöße daherfegten, ging ich zu meinen beiden kleinen Kindern, die auf dem Wagen saßen und deckte eine Decke und eine pelzgefütterte Joppe über sie. Sie legten sich hin und ich hüllte sie ein, so gut es ging. Wir nahmen unsere Mäntel um, und da prasselte der Regen auch schon herunter. Heftige Donnerschläge krachten und Blitze zuckten. Wir konnten nicht weiter und hielten am Straßenrand. Wir suchten Schutz hinter dem Wagen. Die beiden Kleinen waren eingeschlafen. Die Joppe war wohl schwer vom Regen, aber das Innenfell hielt die Nässe ab. Sie blieben beide trocken und warm und schliefen die ganze Nacht durch.

Wir aber hielten am Straßenrand und waren vollkommen durchnäßt und froren sehr. Meine arme Rosemarie tat mir am meisten leid. Sie war doch erst 7 Jahre alt und krank von zu Hause fortgegangen. Was sollte daraus werden? Die Kinder mußten ja krank werden. Nicht einmal auf die nasse Erde konnten wir uns setzen. Es war eine furchtbare Nacht.

Unsere Gedanken irrten zurück, dorthin, wo irgendwo zwischen Wiesen und Feldern ein Haus stand, das trocken und warm war, mit weichen Betten, das war unsere Heimat gewesen. Ver-

trieben und gehetzt irrten wir auf fremden Straßen umher, ohne Ziel, ohne Hoffnung, allen Gefahren schutzlos ausgesetzt. Und das alles nur, weil fremde Herrscher, die uns besiegt hatten, ein Abkommen trafen, wonach Polen und Russen sich ermächtigt fühlten, Millionen Deutsche auf die Straße zu jagen, während in den Gebieten, die ihre Heimat gewesen war, die Ernten nicht eingebracht wurden, die Felder verwilderten und die Städte verödeten. ...

Als der Morgen graute, zogen wir weiter. Der Wagen war schwerer geworden, weil alles durchnäßt war. Aus dem heftigen Gewitterregen war ein Landregen geworden. Einige Kilometer weiter lag ein Gehöft an der Straße. Wir beschlossen, hier haltzumachen, die nassen Kleider zu trocknen und warmes Essen zu kochen. Es war ein einzelnes Bauerngehöft. Auf dem Hof standen Handwagen neben Handwagen.

An verschiedenen Stellen brannten primitive Feuer. Ich ging ins Haus. Es war vom Boden bis zum Keller voller Menschen. Als auf einer Pritsche ein Platz leer wurde, belegte ich ihn sofort mit meinen Kindern und zog ihnen die nassen Sachen vom Leibe. Wir waren alle todmüde. Die Kinder schliefen dann auch schnell auf den aus Decken zurechtgemachten Nachtlagern ein. Wir blieben bis Mittag. Dann kam noch die Sonne hervor, und wir konnten die nassen Sachen trocknen.

Hier traf ich Anni L., Hanna B., Vater L. und verschiedene Bekannte wieder. Alle hatten in Tamsel das gleiche Drama erlebt. Sie meinten, daß die Polen die Deutschen, die dort zurückgehalten wurden, zur Arbeit auf den Gütern einsetzten. ...

Viele Familien hatte man rücksichtslos getrennt und der letzten arbeitsfähigen Personen beraubt, die noch dabei waren. Vater L. sagte: "Ach Gott, ach Gott, was ist das doch bitter schwer. Über 70 Jahre bin ich geworden. Als Mutter starb, dachte ich: Was ist das schwer. Dann fielen Hermann und Arthur, da dachte ich: Das ist doch noch schwerer. Als der Russe kam und uns alles nahm, da glaubte ich, das ist nun das Allerschwerste und Schlimmste; aber dies ist doch das Bitterste, das überleb' ich nicht lange. Wenn Anni nicht wär' und die beiden Kleinen, dann hätte ich längst ein Ende gemacht."

Wir kochten ein warmes Essen, eine Schrottsuppe, in die wir ein Glas Fleisch taten. Das Essen war warm und kräftig, und wir bekamen wieder Lebensmut. Von den anderen erfuhren wir, daß etwa 3 km von hier Göritz liege, wo eine Oder-Brücke sei und daß wir dort hinüberkämen. Wir machten uns auf den Weg und erreichten Göritz in den Nachmittagsstunden. Eine lange Kolonne hielt vor uns. Wir reihten uns ein und nach langen Stunden waren wir auf der Oder-Brücke. Einige polnische Soldaten standen dort. Wir hatten Angst, ... aber die Polen waren hier ganz anständig. Die Kontrolle war oberflächlich; uns nahmen sie nichts fort.

Schon glaubten wir, das Schlimmste überstanden zu haben, da standen am anderen Ende der Oder-Brücke russische Soldaten, die grüne Mützen trugen. Auch Mädchen in Uniform waren dabei. Noch einmal wurden wir kontrolliert. Alle Säcke wurden aufgebunden und umgedreht. Viele sind die wenigen Wertsachen, die sie noch besaßen, hier losgeworden. Mir nahmen sie meinen Trauring ab, den ich dummerweise auf dem Finger hatte. Dann mußten wir unsere Sachen wieder zusammenraffen und wurden mit Schlägen angetrieben, die Oder-Brücke so schnell wie möglich zu verlassen. Rücksichtslos trieb man uns die steile Böschung hinab, wo wir Mühe hatten, den Wagen zu halten.

Es war bei alledem Abend geworden. Wir waren todmüde. Das nächste größere Dorf war 7 Kilometer entfernt. Es hieß Reitwein. Einige einzelne Gehöfte waren nicht allzuweit entfernt, aber sie waren überfüllt mit Vertriebenen, und es blieb uns keine Wahl, wir mußten auf der Wiese übernachten. So gut es ging, richteten wir uns ein Lager ein. Wir stellten die beiden Wagen nebeneinander und legten Säcke unter sie auf den Erdboden, um aus Decken und Mänteln Betten für die Kinder zu erstellen. Herr W. erklärte, wachen zu wollen und wir schliefen todmüde ein. ...

Schon früh um 4 Uhr wurden wir wieder geweckt, um 5 sollten wir die Wiese geräumt haben.

W. machte ein kleines Lagerfeuer. Wir kochten Kaffee und aßen Brot. W. erzählte uns, daß die Russen in der Nacht sehr geplündert hätten. Manch einer, der seine Uhr und Stiefel bisher gerettet hatte, war sie los geworden.

Als wir um 5 Uhr die Wiese räumten, blieben 5 alte Leute sitzen. Niemand wußte, zu wem sie gehörten. Sie konnten nicht mehr laufen und saßen teilnahmslos und abgestumpft da. Eine alte Frau, die ich dort schon am Abend gesehen hatte, saß noch genauso da. Von Zeit zu Zeit sagte sie: "Leute, gebt mir doch ein bißchen Kaffee." Man gab ihr Kaffee, aber mitnehmen konnte sie keiner, jeder war genug belastet.

In der Nacht hatte es ... geregnet. Die Wege waren schmierig und matschig. Dann kamen wir an eine Stelle, dort war der Morast knietief. ... Wir mußten jeden einzelnen Wagen gemeinsam durch den Morast bringen. ... Diese morastige Wegstrecke war mehrere 100 Meter lang. Als wir diese Wegstrecke hinter uns hatten, waren wir vollkommen erschöpft.

Nach einer kurzen Ruhepause ging es weiter. Der Weg war noch immer sehr morastig, und wir hatten es sehr schwer. Man konnte Reitwein auf 2 Straßen erreichen. ... Eine Kolonne nahm den anderen Weg. Wir sahen später, daß ihnen Polen mit Pferdefuhrwerken aus westlicher Richtung entgegenkamen. Von diesen Polen wurden sie nochmals ausgeplündert.

Gegen 2 Uhr mittags langten wir in Reitwein an. ... Wir sollten weiter um jeden Preis, daß war unser Empfang in den deutschen Gebieten. Einige von der Gemeinde beauftragte Männer machten uns dies auf ziemlich rücksichtslose Art klar. Wir aber ließen uns nicht schrecken, wir konnten einfach nicht mehr. Wir nahmen unsere nassen Sachen aus den Säcken und legten sie in die Sonne zum Trocknen, vor allem die Decken und Betten, alles war durch die Nässe doppelt schwer. Wir lagen in der warmen Sonne auf einer Wiese, die ganz stark nach Kamille duftete.

Meine arme kleine Brigitte und der kleine Ulrich waren auch froh, einmal vom Treckwagen herunterzukommen und die Beine bewegen zu können. Brigitte war leider schon sehr entkräftet, aber Ulrich rannte fröhlich umher. Die Kinder hatten ja keine Ahnung, was dieser Marsch für uns bedeutete, daß wir heimatlos geworden waren. Ein wurzelloses Heer, das von allen Deutschen im Reich nicht gern gesehen wurde.

Es ging weiter durch zerschossene Dörfer an Feldern vorbei. Überall sahen wir die Spuren des Krieges, aber Leichen lagen nicht mehr an den Wegen umher. Dafür sahen wir Gräber mit schlichten Holzkreuzen und wußten, hier lagen deutsche Soldaten. Tierkadaver aber lagen auch hier noch in den Wäldern und Feldern. Die Dörfer waren z.T. sehr zerstört, so (z.B.) Golzow. Aber immer waren in den Dörfern einige Bewohner geblieben, auch wenn sie in halbzerstörten Häusern wohnen mußten. Auch Bäckereien waren hin und wieder in Betrieb. Einige von unseren Leuten sind hier im Oderbruch geblieben und haben sich hier angesiedelt. Verpflegung bekamen wir auch hier noch nicht. Wir konnten nur unser Mehlschrot gegen Brot eintauschen. ...<<

Austreibung aus dem Kreis Friedeberg im Juni 1945

Erlebnisbericht der Eva J. (x010/230): >>Am 27. Juni 1945 kamen die ersten von den Polen ausgewiesenen Deutschen. (Es war) ein trostloser Elendszug.

Niemand sprach - eine nicht enden wollende Völkerwanderung. Jeder hatte nur so viel, als er tragen oder ziehen konnte. ...

Am 29. Juni ... mußten auch wir innerhalb (von) 15 Minuten das Haus verlassen. Ein junger polnischer Soldat betrat unser Zimmer mit den Worten: "In 15 Minuten raus, oder ich schlaege!"

Es war hart für uns, ... sehen zu müssen, wie Menschen, die seit vielen Generationen hier ansässig waren, mit Billigung der Vertreter Englands und Amerikas von den Polen innerhalb weniger Minuten von Haus und Hof und aus der angestammten Heimat vertrieben wurden. ...

Es war ein trostloser Tag. Es regnete ununterbrochen. Meine Pflegetochter hatte mich auf (einen) ... kleinen Handwagen geladen. ... Jeder Wagen, jedes Bündel wurde von der polnischen Miliz revidiert, jedes Bett herausgezogen und aufgeschlitzt.

Die Polen fuhren dauernd an den Reihen der Vertriebenen auf und ab und schlugen wahllos auf sie ein. Zeitweise mußten wir in sehr beschleunigtem Tempo ziehen, dann wieder blieben wir stundenlang stehen. Es gab viele Tote unterwegs. Wir durften nicht einmal ein paar Zweige auf die Toten legen. Nachts rasteten wir in verlassenen Gehöften. Überfälle und verzweifelte Hilferufe aber ließen uns keinen Schlaf finden. ...

Am 4. Juli kamen wir in Gusow an. Wir hatten 120 km zu Fuß zurückgelegt, hatten kaum etwas zu Essen und waren bei dem anhaltenden Regen überhaupt nicht mehr trocken geworden. Nach diesem Höllenmarsch konnte ich mich (fast) überhaupt nicht mehr bewegen. ...

Von Gusow wollten wir einen Personenzug nach Berlin benutzen. Der Zug fuhr ein und heraus sprang ein johlendes, pfeifendes Gesindel in polnischen Uniformen, riß uns die letzten Habseligkeiten weg, ergriff Frauen, zog sie aus, vergewaltigte sie und warf sie aus dem Zug, kurzum es war ... grauenhaft. ...

Wir hatten uns schnell vom Bahnsteig verzogen und ließen den Zug abfahren. Eine Stunde später kam ein leerer Kohlenzug. ... Wir konnten in den sehr langsam fahrenden Zug klettern. ... Am nächsten Morgen kamen wir in Berlin an. Meine Pflegetochter fuhr hier zum nächsten Krankenhaus, weil sie nicht mehr weiter konnte. Dieses Krankenhaus war durch Bombentreffer sehr beschädigt, so daß man uns nur in einem Keller unterbringen konnte. Nach 3 Tagen zog mich meine Pflegetochter auf dem Handwagen nach West-Berlin, um den Russen zu entgehen.

Zurückblickend erscheint es mir wie ein Wunder, daß wir aus dieser polnisch-russischen Hölle lebend herausgekommen sind.<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Kreis Landsberg im Juli 1945

Erlebnisbericht der H. K. aus Jahnsfelde, Kreis Landsberg in Ostbrandenburg (x002/682):

>>Am 12. Juli 1945 wurde unser Dorf vollständig von Polen besetzt. Wir merkten bald, daß sie gekommen waren, um unsere Häuser und Höfe, unser ganzes Land und den Rest unserer Habe in Besitz zu nehmen, aber was uns weiter bevorstand, ahnten wir damals noch nicht.

Auf unseren Hof kam einer aus Kongreßpolen, der hatte 2 Jahre im benachbarten Lorendorf gearbeitet. Er legte einen Schein vom polnischen Landrat aus Landsberg vor, daß unser Hof von nun an ihm gehöre. Ich konnte etwas polnisch lesen, denn 1921 wohnten wir im Kreis Schwetz an der Weichsel und mußten dort die polnische Schule besuchen. Damals wurden wir zum ersten Mal von den Polen ausgewiesen. Ich war also im Bilde.

Am 15. Juli 1945 sind wir mit einem Handkoffer, 30 Pfund ... Gewicht, von polnischer Miliz getrieben und manchmal um das Letzte beraubt, an die Oder gezogen. Es wurde uns gesagt, bis zu diesem Tag müßten wir rüber sein, andernfalls kämen wir nach Sibirien.

Bei glühender Hitze ging unser nur aus Fußgängern, Handwagen und Schubkarren bestehender Elendszug mit vielen kleinen Kindern, Alten und Kranken über Landsberg, Wepritz, Balz, Vietz nach Küstrin. Hier wurde uns der Übergang von den Russen verwehrt. Wir zogen weiter nach Frankfurt/Oder. Dort wurde unser Treck von den Polen auseinandergetrieben und ausgeplündert. Arbeitsfähige wurden ausgesucht und zurückgehalten. Unter den Glücklichen war ich mit meinen Kindern. ... Das war die Ausweisung und das Ende unserer Heimat.<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Kreis Meseritz im Juni 1945

Erlebnisbericht der Mimy B. aus Rogsen, Kreis Meseritz in Ostbrandenburg (x002/685-686):

>>Am 25. Juni, um 9.00 Uhr, kam der polnische Bürgermeister und sagte: "Um 11.00 Uhr am Denkmal versammeln, sie werden ausgewiesen." Nach einer halben Stunde kam er wieder und

sagte: "Hierbleiben."

Einige Frauen gingen wegen der Ausweisung zum russischen Kommandanten. Er sagte: "Kann nichts machen, ich nur Militärgewalt, Zivil der Pole." Als sich die Dorfbewohner versammelt hatten, wurde die wenige Habe, 20 Kilo, die sie mitnehmen durften, durchsucht, und was den Polen gefiel, nahmen sie an sich. Nachmittags kam der polnische Bürgermeister und sagte: "Sie müssen sofort raus." ...

In Görzitz mußten wir über eine Notbrücke. Ein Gewitterregen (begann), wir wurden durchnäßt. Der Russe trieb eine Viehherde zwischen uns. Wir glaubten jeden Augenblick, die Brücke würde zusammenbrechen. ... Am Straßenrand lagen tote Menschen, verendete Pferde. Die begleitenden Polen durchsuchten immer wieder das Gepäck, um zu räubern. Verpflegt wurden wir an keiner Stelle. Die Orte bis zur Oder waren von Menschen leer.

In Müncheberg gingen wir, da wir schon über eine Woche unterwegs waren, zur Volksküche und baten um etwas warmes Essen, es wurde uns aber abgelehnt. In Müncheberg stand ein Zug mit Flüchtlingen aus West- und Ostpreußen. Mein Mann und ich stiegen kurzerhand in diesen Zug. ... Wir fuhren dann bis Berlin-Alexanderplatz. Dort bekamen wir das erste Stück Brot vom Ernährungsamt.

Nach 3 Tagen ... fuhr man uns nach Magdeburg. Dort lagen wir 3 Tage auf dem Bahnsteig. Dann hieß es, zurück nach Berlin. Dort angekommen, wurden wir in das Lager in der Greifswalder Straße eingewiesen. Da die Herren aus dem Ausland ihre Konferenz in Potsdam durchführten, fuhr kein Zug mit Flüchtlingen oder Vertriebenen. Der Russe wollte das große Flüchtlingselend verwischen. ...<<

Die Austreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Kreis Züllichau-Schwiebus im Juni 1945

Erlebnisbericht der Isabella von E. aus dem Kreis Züllichau-Schwiebus in Ostbrandenburg (x002/686-688): >>Am 25. Juni änderte sich unser Schicksal. Um 5.00 Uhr wurden wir herausgeklopft; alle Deutschen mußten in einer halben Stunde zum Abmarsch fertig sein und sich auf der Dorfstraße sammeln! In aller Hast suchte man die wenigen Sachen zusammen, die man tragen konnte.

Nach dem Verlassen der Wohnungen fingen Russen und Polen sofort an zu plündern, was sie noch fanden. Dann kam der Befehl an uns, alle Gold- und Wertsachen abzugeben. Man trieb jeden von uns einzeln in ein Gehöft, wo das Gepäck durchsucht und alles genommen wurde, was den Soldaten gefiel. Ich wurde wegen meiner 75 Jahre mit 2 sterbenden Frauen und 2 geschlechtskranken Mädchen von 10 und 12 Jahren, die nicht laufen konnten, auf einen Ackerwagen gesetzt.

Vor dem Gehöft schlug mich ein polnischer Offizier mit einer schweren Reitpeitsche solange, bis ich meinen Pelz auszog. Dann sprang ein Soldat auf den Wagen und riß mir meine Kleider bis aufs Hemd auf. Er fand meinen Brustbeutel mit dem Schmuck und nahm ihn an sich. Sehr viele Männer und Frauen wurden bei der Untersuchung blutig geschlagen, ihre Gesichter waren voller Striemen und die Augen blutunterlaufen.

Gegen 1.00 Uhr mittags zog der traurige Zug gen Westen, begleitet von polnischen Soldaten. Außer uns, 2 Wagen mit Säuglingen und alten Leuten, mußte alles zu Fuß gehen. Wo wir (während der Fahrt auch) hinsahen, überall waren alle Straßen von den gleichen Elendszügen bevölkert. Schubkarren wurden von Frauen geschoben - beladen mit Gepäck und kleinen Kindern -, Alte und Kranke saßen auf Kisten mit Rädern. Unterwegs nahm man uns noch die Säcke ab und warf sie auf uns entgegenkommende Wagen, die nach Osten fuhren. ...

3 Tage und 2 Nächte dauerte der Marsch bis Frankfurt/Oder durch zerstörte, gespensterhaft leere, schon ... von den Bewohnern geräumte Städte und Dörfer, wie Sternberg, Bottschow und Reppen.

Wir schliefen im Wald, da die Polen uns die letzten Decken und Mäntel noch im Dorf genommen hatten, besaßen wir nichts, um uns zuzudecken. Wer nachts starb, wurde früh im Walde verscharrt; oft war es nicht sicher, daß sie tot waren, denn man wartete nur, bis sie sich kurze Zeit nicht bewegten. Die polnischen Posten beraubten uns noch in der letzten Nacht um beinahe unsere letzte Habe, indem sie uns in der Nacht Überfälle der Russen vortäuschten.

An der Oder-Brücke in Frankfurt angelangt, überließ man uns unserem Schicksal. Die Polen gingen zurück nach Osten. Wir schleppten unsere Säcke über die Brücke und kamen in die überfüllte Stadt. Hunderttausende von Flüchtlingen waren angekommen, und immer neue Trecks überfluteten die Straßen. ... Es gab keine Quartiere und kein Brot für diese hilflosen Menschen, die nun obdachlos auf den Straßen blieben. Als wir ankamen, standen viele beladene Karren und Kisten an der Oder-Brücke. Wir hörten, daß kurz vor unserer Ankunft dort ca. 70 Familien eines Trecks ihrem Leben ein Ende gemacht hatten, indem sie sich in die Oder stürzten ...

4 Nächte lagen wir in den Tunnelanlagen des Hauptbahnhofes, wo Fräulein S. mir mit unseren Säcken ein Lager auf einer Karre gemacht hatte. Wir warteten darauf, in einen der überfüllten Kohlenwagen der Züge nach Berlin einsteigen zu können. Sie wurden aber von Tausenden gestürmt, und es war unmöglich, da hinaufzusteigen.

Wir hatten nichts mehr zu essen, und als Fräulein S. ihr letztes Kleid für ein Brot bei einem russischen Soldaten eingetauscht hatte, entschlossen wir uns, zu Fuß weiterzugehen. Wir fanden einen alten herrenlosen Wagen. Wir verluden unser Gepäck und fuhren mit einigen Birkholzer Bauern gen Westen in Richtung Berlin. Frau und Fräulein S. zogen den Wagen, und ich lief hinterher. Wir machten am Tag 15 bis 20 km, immer in der Furcht, von Russen, die überall auftauchten, überfallen zu werden. Nachts schliefen wir im Walde oder in verlassenem Scheunen und suchten uns Mohrrüben und Kartoffeln auf den Feldern. Manchmal bekamen wir auch von mitleidigen Menschen etwas zu essen, oder sie erlaubten uns, unsere Kartoffeln bei ihnen zu kochen. Sonst machten wir uns zwischen einigen Steinen eine Feuerstelle.

Nach einigen Tagen blieben unsere bekannten Bauern in den dortigen Dörfern zurück, während wir allein weiterzogen. Ich wollte mit Frau und Fräulein S. zu meinen Verwandten nach Elberfeld. ...<<

Austreibungsaktion in der Stadt Grünberg im Juni 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Georg G. aus der Stadt Grünberg in Niederschlesien (x002/690):

>>Am 24. Juni 1945, mittags um 12.00 Uhr, kam ... telefonisch, wie mir der polnische Bürgermeister erzählte, von der polnischen kommunistischen Regierung in Lublin der Befehl, binnen 6 Stunden müßte der ganze Stadt- und Landkreis Grünberg geräumt werden. Alles sei in Richtung Lausitzer Neiße abzuschieben und zwar zu Fuß, nur 5 kg Gepäck dürfte jede Person mitnehmen.

Polnisches Militär rückte ein. ... Mit Schüssen, Gewehrkolben und Peitschen wurden die Deutschen in ihrer ärmlichen Kleidung beraubt und ausgeplündert, auf die Straße getrieben und in Kolonnen in Marsch gesetzt. Diese Elendszüge gingen mehrere Tage bei Tag und Nacht durch Grünberg der Neiße zu. Nur Beamte und Spezialarbeiter durften noch bis auf weiteres verbleiben.

In der Folgezeit wurde die Evakuierung nur in kleineren Gruppen von 10 bis 20 Personen, ohne Rücksicht auf die Familienzugehörigkeit, vorgenommen. Der polnische Sicherheitsdienst drang immer zur Nachtzeit in die Behausungen der Deutschen ein, griff eine Anzahl Personen heraus, schaffte sie ins Gefängnis oder Lager und schaffte sie nach kurzem Aufenthalt wieder bei Nacht über die Grenze. Bei diesen Transporten wurden die armen Menschen in unbeschreiblicher Weise mißhandelt und bis aufs letzte ausgeraubt. Alle Ausfallstraßen und -wege nach dem Westen zur Neiße hin waren mit Gräbern der Zusammengebrochenen übersät.

...

Als die ausgetriebenen Massen am 26. Juni an die Neiße kamen, war diese durch fortwährende Regengüsse der letzten Tage so angeschwollen, daß sie unpassierbar war. (Es gab) weit und breit keine Brücke, keinen Steg und keinen Kahn. Die Massen mußten tagelang im strömenden Regen unter freiem Himmel verbleiben, immer geängstigt und belästigt von plündernden, rabiaten Russen und Polen. Als der Regen und Hochwasser anhielten, wurden sie einfach, weil es zu lange dauerte und immer neue Flüchtlingstrecks hinzukamen, in die Neiße gejagt und mußten versuchen, bis zur Brust oder Hals im Wasser, das andere Ufer zu erreichen. Augenzeugen berichteten von zahlreichen Todesfällen älterer Leute durch Herzschlag oder Ertrinken.

In der Stadt Grünberg wurden in diesen Tagen (24. bis 26. Juni 1945) an die 3.000 Personen ausgetrieben.<<

Austreibung aus dem Kreis Guhrau im Juni 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Dr. Paul T. aus Herrnsdorf, Kreis Guhrau in Niederschlesien (x002/692-693): >>Die polnische Miliz ... warf uns binnen 3 Stunden hinaus. Am 26. Juni 1945 ... setzte unser Treck ein. Mit 50 alten Leuten zogen wir los. Der russische Kommandant schenkte mir noch in letzter Minute einen Wagen mit 2 Pferden. ... Die polnischen Bewacher wollten uns später die Pferde wegnehmen, aber wir verteidigten sie erfolgreich. ...

Dieser Treck war zwar im Sommer und ohne die Hetze des Winters, die die Leute während der Winterflucht ausstehen hatten, aber dafür besaßen wir keine Lebensmittel. Wir hatten nichts mitgenommen, weil man uns einen Bahntransport in Aussicht gestellt hatte und wir in der Eile für etwa 50 Menschen des Altersheimes und seines engeren Stabes kaum etwas mitnehmen konnten. Wir konnten jeder nur einen Koffer oder einen Sack ... vom Bahnhofsvorplatz retten, auf den wir alles geschleppt hatten, weil man uns den Bahntransport versprochen hatte. Dann aber verwies man uns urplötzlich binnen einer halben Stunde vom Bahnhofplatz und jagte uns unter Milizbewachung fort. Unterwegs wurden wir ... verschiedentlich ... ausgeplündert.

Die alten Leute waren natürlich am ärmsten dran. Sie konnten sozusagen nichts retten. Unterwegs lebten wir ungefähr 14 Tage lang von einigen Pellkartoffeln. Brot kannten wir nicht mehr. Von den alten Leuten, die mit uns auf den Treck gingen, lebte nach einem Jahr kaum noch einer. Die Strapazen und der Hunger brachten diese alten Menschen um. 70- bis 80jährige Leute haben die 250 km zu Fuß mitgemacht. Nur Gehbehinderte wurden auf leichten Kastenwagen ohne rechte Federung gefahren, was bestimmt kein Genuß war. An Regentagen konnten wir nicht weiter, weil es die alten Leute nicht ertragen hätten. So dauerte unser Treck verhältnismäßig lange. ...

Bei Haynau lagen wir mehrere Tage lang in einer Siedlung, die verlassen war. Dort lebte ein Pole, der uns alles gab, was wir brauchten. Und wir brauchten nicht wenig für unseren Treck. Mir gab er seinen Hochzeitsgehrock, weil ich ziemlich zerlumpt herumliefe, denn ich hatte meine guten Sachen ... auf dem Bahnhof in Herrnsdorf stehen lassen müssen. Nur 2 Aktentaschen mit wichtigen Papieren, meinen Meßbecher und ein paar Kleinigkeiten konnte ich noch mein Eigentum nennen.<<

Austreibung aus dem Kreis Liegnitz im Juni 1945

Erlebnisbericht des Landwirts A. N. aus Barschdorf, Kreis Liegnitz in Niederschlesien (x002/693-694): >>Ein Pole erschien mit der Ankündigung, daß wir binnen 2 Stunden – unter Mitnahme von 30 Pfund Gepäck – den Ort zu verlassen hätten. Jedes Bitten um Aufschub, jeder Protest war hoffnungslos und wurde mit Erschießung und Verhaftung bedroht. Man hatte uns Lastkraftwagen zum Abtransport zugesichert, nichts kam.

Mit jämmerlichen zerbrochenen Handwagen und Schubkarren mußten wir, von Polen mit Gummiknütteln aus unseren Wohnungen gejagt, die Heimat abends, um 8.00 Uhr, verlassen. Auf dem Wege nach Oyas wurden wir noch mehrmals ausgeplündert und die männlichen Teilnehmer schwer mißhandelt. Es ging dann auf der Reichsautobahn weiter bis in die Nähe von Neuhof, Kreis Liegnitz, wo man weitere ausgewiesene Transporte der Umgebung erwartete und sammelte. Nachts lagen wir auf einer nassen Wiese und hörten die Hilferufe der Geplünderten.

Dann zogen wir tagein, tagaus über Haynau bis nach Thomaswaldau weiter. Hier erreichten wir mit vielen Bitten, daß die Polen uns 2 Ruhetage gönnten. Es hatte Tag und Nacht geregnet, irgendein Bekleidungsstück zum Wechseln gab es ja nicht mehr.

Dann zogen wir über Bunzlau nach Siegersdorf weiter. Hier übernachteten wir in Ställen und Scheunen, auf Dachböden usw. Als wir eine verlassene Scheune betraten, fanden wir den erhängten Eigentümer.

Wenn man auf neue polnische Trupps stieß, wurde nach Geld, nach Uhren, nach irgendwelchen Wert- und Bekleidungsstücken gefragt und uns angedroht, daß der Betreffende sofort erschossen werden sollte, falls man irgend etwas finden würde. Trotzdem gelang es doch, noch manches zu verbergen. ...

An der Neiße angelangt, erklärte man uns für frei. Wir könnten gehen, wohin wir wollten. Man erklärte uns sogar, wir dürften wieder zurück, aber wir trauten den Polen nicht mehr und zogen über die Neiße nach Görlitz, wo wir am 3. Juli 1945 eintrafen. Hier passierte uns nichts mehr. In Kodersdorf blieben wir nur 3 Tage bei einem wendischen Bauern, weil er uns nicht länger behalten wollte. Hier trennten sich die Einwohner unserer Heimatgemeinde. Ein Teil zog in Richtung Berlin und ein Teil blieb in Sachsen. Wir selbst zogen "schwarz", mit einigen Säcken bewaffnet, über die Grenze in die westlichen Zonen, nachdem wir uns in Weißwasser von der Verlogenheit der sowjetischen Bekanntmachungen - "Wiederherstellung der Grenzen von 1937" usw. - überzeugt hatten. ...<<

Austreibung aus dem Kreis Görlitz im Juni 1945 und Rückkehr im Juli 1945

Erlebnisbericht des Otto B. aus Lauterbach, Kreis Görlitz in Niederschlesien (x002/694-695):

>>Die Polen verteilten sich auf die einzelnen Gehöfte und trieben die Einwohner unter Schießen und Peitschenhieben aus ihren Wohnungen. Zum Packen wurde nur 5 Minuten Zeit gelassen, und es durfte nur mitgenommen werden, was jeder tragen konnte. Die Polen nahmen sich inzwischen, was sie wollten. Die Austreibung erstreckte sich auf 80 % der Einwohner, nur für die Arbeiten auf dem russischen Friedhof blieben (einige Deutsche) zurück.

Der Rittergutspächter T. wurde von den Polen derartig mit Gewehrkolben geschlagen, daß er nach ein paar Wochen an den Folgen verstarb. ... Erwähnt soll noch werden, daß die Russen selbst keinen Einwohner geschlagen haben. Aber es gab kaum einen Mann, der nicht von den Polen geschlagen und mißhandelt wurde.

Als die Bevölkerung von den Polen abgeführt wurde, und zwar unter dauernder Schießerei, wurde das wenige Gepäck, das jeder hatte, noch einmal von den Polen revidiert und dabei wurde abermals gestohlen. Wir wurden bis zur Neiße geführt und blieben uns selbst überlassen.

Görlitz war eine Stadt von etwa 100.000 Einwohnern; als wir dort ankamen, waren schon ca. 100.000 Flüchtlinge zusätzlich in Görlitz. Hier herrschte infolgedessen Hungersnot. ... In jedem Haus waren mindestens 10 Flüchtlinge und mehr.

Da in Görlitz Hungersnot herrschte, ging der größte Teil der Bevölkerung am 14. Juli 1945 wieder nach Lauterbach zur Arbeit zurück. Alles, was arbeitsfähig war, mußte von morgens 6.00 Uhr bis 21.00 Uhr auf den Feldern arbeiten. Lohn gab es nicht. An Verpflegung gab es (von den Polen) trockenes Brot mit Schrottsuppe und mittags ständig Kartoffelsuppe ohne

Fleisch, sogar ohne Salz. Abends (erhielten) wir einen Liter Magermilch. Arbeitsunfähige erhielten überhaupt keine Verpflegung. ...

Wenn die Leute zur Arbeit gingen, wurden in der Zwischenzeit immer wieder die Wohnungen aufgebrochen und auch noch der Rest gestohlen. Wir hatten nur noch das, was wir auf dem Leibe trugen. ... Die Pfarrersfrau aus Leopoldshain führte die kirchlichen Bestattungen durch. Im übrigen hielt sie in den umliegenden Dörfern unter großen Strapazen mit zerrissenen Schuhen usw. Gottesdienst. Unterwegs wurde sie, trotzdem sie den Talar trug, von Russen vergewaltigt. ...

Am 6. Dezember 1945 wurden sämtliche Häuser in Lauterbach von Zivilpolen besetzt und nach polnischem Recht jeder Deutsche enteignet. Wenn überhaupt noch etwas an Möbeln vorhanden war, wurden sie enteignet. Die Bevölkerung konnte froh sein, wenn sie überhaupt in den Häusern bleiben konnte. Ein Teil wurde aus den Wohnungen gejagt.<<

Austreibung aus dem Kreis Wohlau im Juli 1945

Erlebnisbericht der K. I. aus dem Kreis Wohlau in Niederschlesien (x002/697-698): >>Es kamen nun die ersten Ausweisungstrucks ... durchgezogen. Ein erschütterndes Bild. Fast alle gingen zu Fuß, die letzte Habe auf Handwagen hinter sich herziehend.

Am Sonntag, dem 1. Juli 1945, ging ich noch einmal über unsere Felder und Grundstücke in Gansahr und auf den Waldfriedhof, nahm Abschied - von allem Abschied - nicht glaubend, daß es für immer sein sollte.

Die ersten Ausweisungen durch die Polen unterschieden sich von den späteren, daß man zu Fuß, ohne jedes Ziel und ohne Lebensmittel gehen mußte. Wer nichts zu essen hatte, war auf die Kartoffeln angewiesen, die man sich in den leeren Dörfern ... suchen mußte. ...

Bis Görlitz waren es 200 km Fußmarsch. ... Wer es nicht schaffte, starb eben. Aber auch in Görlitz kümmerte sich keiner um uns. Es gab weder Lebensmittelkarten noch das Geringste zu essen. Es wurde einem mit der Wegnahme der letzten Habe gedroht, wenn man dort bleiben wollte. ...

Am Sonnabend, dem 7. Juli 1945, besuchte ich morgens noch einmal meine Mutter. Ich sah sie damals zum letzten Mal. ... Mittags zogen wir bereits mit unserer letzten Habe aus unserer geliebten Heimat. Ich hatte nur einen kleinen Handwagen, auf dem 2 Säcke lagen. In einem Sack, der mir später von Deutschen in Görlitz gestohlen wurde, waren meine Betten. Im anderen Sack waren meist geschenkte Sachen oder von der Straße aufgelesene Lumpen.

Unser Ziel sollte Steinau sein, das wir erst gegen 23.00 Uhr russischer Zeit erreichten. Wir mußten hinter Reudchen stundenlang in einem fürchterlichen Gewitterregen stehen bleiben, da wir wegen russischer Transporte aufgehalten wurden. Es war schon ganz dunkel als wir ankamen. Ein Quartier fanden wir nicht mehr. ... Ein Russe riß mir die Handtasche vom Wagen. ... Auch meine Strümpfe, die ich mir hatte ausziehen müssen, weil wir durchs Wasser waten mußten, waren dahin. Wir nächtigten nun in einer abgebrannten Turnhalle. In meinen völlig durchnäßten Sachen – zum Wechseln hatte ich nichts, der nasse Mantel war gleichzeitig meine Decke – schlief ich zwischen Schutt und Mauersteinen. ...

Wir liefen täglich ungefähr 20 Kilometer, rasteten danach ein paar Tage, um uns etwas zu kochen. Meine Aufgabe war es, mit Frau M. alte Kartoffeln für unsere Gruppe ausfindig zu machen. ... Manchmal fand man in den Scheunen noch etwas Getreide. ... Die Körner wurden mit einer Schrotmühle geschrotet, so daß wir Suppe kochen oder sogar Brot backen konnten. Manchmal schenkte uns ein mitleidiger Russe einen Kanten Brot. Obwohl er das Brot oft aus seiner dreckigen Hosentasche zog, bissen wir gierig hinein. Wir zogen die Reichsstraße 117 entlang. Trotz glühender Hitze trug ich mein Winterkleid – ein Sommerkleid besaß ich nicht mehr – und meinen einzigen Mantel, den ich mir aus Angst, daß er mir genommen würde, nicht auszuziehen wagte.

Die Dörfer waren fast immer leer. Selten sah man ein paar Deutsche oder Polen, meist sah man Russen. ... In den Häusern fehlten die Möbel und Hausrat. Vieh sahen wir gar nicht. ... Wir schliefen in Ställen, auf Böden, manchmal auch in den Häusern. Mäuse und Ratten gab es genügend. ...

Görlitz war durch die Neiße eine halb polnische, halb deutsche Stadt geworden. Görlitz war fast unzerstört. Im deutschen Teil wimmelte es von Flüchtlingen. Zu essen gab es für uns nichts. Wir übernachteten ... in völlig überfüllten sog. Flüchtlingslagern. Die Menschen saßen auf den Treppen und lauschten sich gegenseitig. Ich hatte auch gleich wieder Kleiderläuse. ...

Am 2. August 1945 wollte ich mit der Bahn nach Mitteldeutschland weiter ... (nach) Cottbus. ... Auf dem zerstörten Bahnhof lagen die Menschen auf den Bahnsteigen herum und kochten auf toten Gleisen ihr Essen ab. Nirgends kümmerte sich einer um den anderen. Wer sich nicht mehr selber helfen konnte, war eben verloren. ...<<

Austreibungsaktion im Kreis Goldberg Ende Juni 1945, Zwangsarbeit bis Juli 1946

Erlebnisbericht der Stenotypistin Gertrud P. aus dem Kreis Goldberg in Niederschlesien (x002/701-703): >>Am 25. Juni 1945 erfolgte die erste Ausweisung der Deutschen durch die Polen: Wir sollten über die Neiße. Es ging über Hainwald – Hockenu – Wilhelmsdorf. Es war abends 9.30 Uhr. Gerade wollten wir uns ins Stroh legen, da ertönte das Kommando eines polnischen Offiziers: "Raus, in Reih und Glied antreten, alles dalassen. Auch Kinderwagen dürfen nicht mitgenommen werden." Wir taten es, stellten uns in Reih und Glied auf. "An die Wand stellen, Männer rechts, Frauen links, Hände hoch. Alle werden erschossen."

Eine Frau, die 2 Kinder auf den Armen hatte, wurde angebrüllt, weil sie die Hände nicht hochheben konnte. Man legte auf uns an. Wir glaubten, unser Ende sei gekommen. Man visitierte uns körperlich und beraubte alle, die noch etwas hatten, Schmucksachen, Uhren, Füller usw. Der schöne polnische Offizier erschien mir wie ein leibhaftiger Satan. (Der Offizier sagte, daß wir) in der Frühe das Dorf zu verlassen hätten, sonst erschieße man uns. ...

Bei Mondschein standen wir auf und zogen über Groß Hartmannsdorf, Mittlau, ... Bunzlau, Tillendorf nach Birkenbrück, das arg zerschossen war. Polnische Miliz begleitete uns. In Feldscheunen und Häusern, die den Regen einließen, wurden wir untergebracht. In einem kleinen Gehöft hausten bis zu 100 Menschen. ...

Das Stroh, in das wir uns legen mußten, war verlaust. Wir bekamen Kleiderläuse, ebenso Kopfläuse, und die Fliegen plagten uns. In einem ganz engen Raum lagen 12 Menschen. ... Im Stroh schliefen wir, saßen wir und aßen unsere karge Mahlzeit. Ein Kind von 11 Monaten starb an Lungenentzündung in unserem Raum, ein junges Mädchen hatte Kopfgrippe und die anderen waren darmkrank. Ich betätigte mich als Samariterin. In der Nacht krachten Schüsse von Polen und Russen. ... Frauen wurden vergewaltigt. Manch einer hat dort sein Leben lassen müssen. Unsere Herzen pochten vor Angst. Tag und Nacht waren wir den Räubern ausgesetzt. ...

Das Stroh, in das wir uns legen mußten, war verlaust. Wir bekamen Kleiderläuse, ebenso Kopfläuse, und die Fliegen plagten uns. In einem ganz engen Raum lagen 12 Menschen. ... Im Stroh schliefen wir, saßen wir und aßen unsere karge Mahlzeit. Ein Kind von 11 Monaten starb an Lungenentzündung in unserem Raum, ein junges Mädchen hatte Kopfgrippe und die anderen waren darmkrank. Ich betätigte mich als Samariterin. In der Nacht krachten Schüsse von Polen und Russen. ... Frauen wurden vergewaltigt. Manch einer hat dort sein Leben lassen müssen. Unsere Herzen pochten vor Angst. Tag und Nacht waren wir den Räubern ausgesetzt. ...

...

Am 6. Juli durften wir wieder nach Pilgramsdorf zurück. In Groß Hartmannsdorf hielt uns ein russischer Offizier an. Wir mußten ein verschmutztes Haus von oben bis unten reinigen. Es dauerte stundenlang und verzögerte unsere Rückkehr. Für diese Arbeit gab er den 35 Leuten ein Brot. – Die polnische Miliz nahm einer Bäuerin zwar eine Kuh ab, ließ uns aber weitertrecken. Bei stärkstem Regen kamen wir in Neuwiese bei den Verwandten einer Bäuerin aus Pilgramsdorf an. Der Weg nach Pilgramsdorf war nur offen, wenn wir uns verpflichteten, für die Polen zu arbeiten.

Jeden Morgen holte man uns mit einem Fuhrwerk zum Dreschen von Getreide ab, das schon seit dem Vorjahr in den Scheunen lag. Für diese Arbeit gaben uns die Polen kein Essen. ... Ich litt unter einer Darmkrankheit, die oft Fieber verursachte. Ich arbeitete manchmal wie im Traumzustand. ...

In Goldberg starben viele Menschen an Wassersucht. Zu einer Zeit, als die Menschen schon lange neue Kartoffeln aßen, hatten die Goldberger nur alte Kartoffeln und Brennnesseln zu essen. Solange wir bei den Russen arbeiteten, waren wir davor geschützt, daß Polen ins Haus zogen. Ein russisches Plakat wies darauf hin. Nun aber konnte der Einzug nicht mehr verhindert werden. Mitte Dezember kam ein Pole mit 5 Kindern aus Galizien. Die Russen hatten ihn aus seiner Heimat verjagt. Die Kinder waren im Alter von 7 bis 16 Jahren. Sofort wurde alles beschlagnahmt: Das noch ungedroschene Getreide und der gesamte Kartoffelvorrat von ca. 35 Zentnern.

Die Kinder waren samt und sonders Verbrecher. Mit den gemeinsten Tricks brachen sie in unsere Kammern ein und stahlen wie die Raben. Schrecklich war es, wenn die Kinder betrunken waren. Das waren grauenhafte Stunden für uns. Das elektrische Licht wurde gelöscht. Sie drangen im Finstern in unseren Wohnraum ein und machten einen fürchterlichen Krach, wobei sie stahlen, was ihnen in den Weg kam. Dabei belästigten sie uns in schrecklichster Weise. ... Auf das Kinderkommando mußte gehört werden, sonst schritt die Miliz ein. Sämtliche Arbeiten mußten die deutschen Frauen machen. Trotzdem die Gefahr bestand, zur Miliz gebracht zu werden, habe ich den schlimmsten Jungen einmal fürchterlich verdrochen. Er schrie immer: "Milizia, Milizia" und drohte mir, hat es aber doch unterlassen, die Miliz zu holen.

In den einzelnen Orten warnten Anschläge die Deutschen, über die Neiße zu gehen. Nur im Wege der Repatriierung durfte das geschehen. Im Juli 1946 gingen die ersten Transporte aus Pilgramsdorf ab. Am Tage vor unserer Ausweisung war der polnische Landvogt total betrunken. Die Leute mußten ihre Betten in die Umfriedung des zerschossenen Kriegerdenkmals werfen und laufen. Ich war über diese Handlungsweise entsetzt. Wir nahmen uns daher am Tage unserer Ausweisung, am 19. Juli 1946, nur das Notwendigste mit. Wir durften ausnahmsweise auf den Wagen fahren und singen. Der Landvogt hatte anscheinend seinen guten Tag. ...<<

Austreibungsversuch in Neumarkt Ende Juni 1945, Lebensverhältnisse bis Dezember 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers G. S. aus der Stadt Neumarkt in Schlesien (x002/812-814):

>>Kaum hatten wir ... mit Hilfe treuer Gemeindemitglieder begonnen, das Chaos wieder in Ordnung und Sauberkeit umzuwandeln, ... als plötzlich morgens um 5.00 Uhr - es war der 26. Juni - polnische Miliz mit dem Karabiner an die Haustüren donnerten und die erschreckten Deutschen mit dem Befehl aus dem Schlafe rissen, binnen 2 Stunden mit allem Gepäck auf einem Sammelplatz zu erscheinen, um die Stadt zu verlassen. Auch die Alten und Gebrechlichen waren nicht ausgenommen.

Die gesamte deutsche Bevölkerung der Stadt und der angrenzenden Dörfer wurde zusammengetrommelt. Aber erst zu Mittag begann der sog. "Haynauer Treck" oder "Hitlermarsch", eine brutale Willkürmaßnahme der Polen, die maßlose Anstrengungen mit sich brachte und viele Opfer forderte.

Mit Pferde- oder Ochsespannen einiger Landwirte, unzähligen Handwagen und Karren setzte sich der Elendszug mehrerer tausend Menschen unter Begleitung polnischer Miliz ... nach Westen in Bewegung. Am ersten Tag kamen wir nur 2 Ortschaften weit; unter freiem Himmel wurde abgekocht und das Nachtlager aufgeschlagen. ...

Am 2. Tage wurde die Masse zu einem Gewaltmarsch von 30 km vorwärtsgetrieben, kam nach einem Wolkenbruch und wiederholter Ausplünderung durch Russen völlig durchnäßt und frierend in verzweifelter Stimmung in Liegnitz an und wurde dort in engen Baracken zusammengepfertcht. An solchen schwarzen Tagen kam zum Vorschein, was im Menschen ist: viel Rücksichtslosigkeit, aber auch manche warmherzige Hilfsbereitschaft. Nach einem Ruhe-

tag ging es weiter nach Haynau, wo der Marsch zunächst sein Ende erreichte. Massen- und Einzelquartiere wurden gesucht und erobert, auch die Kirche war voll belegt. ...

In den nächsten Tagen entstand große Ratlosigkeit, da die polnischen Begleitmannschaften spurlos verschwunden waren. Widersprechende Gerüchte lösten sich ab und keiner wußte, ob wir weiter nach Westen wandern sollten oder nach Neumarkt zurückkehren durften. An der Neiße bei Görlitz, so hieß es, lagern und hungern etwa 80.000 Flüchtlinge und werden nicht hinübergelassen. Trotzdem zogen einige Familien nach Westen ab. Auch wir versuchten, ... mit irgendeinem polnischen Zug nach Westen abzureisen - vergebens! ...

Nach mancherlei Abenteuern, einmal durch polnische Insurgenten, die uns 7 Stunden zur Arbeit festhielten, ein anderes Mal durch russische Banditen, die von unserem Gespann eine Kuh ausspannten und uns wahrscheinlich völlig ausgeplündert hätten, wenn nicht auf unsere Hilferufe vorbeifahrende russische Offiziere eingegriffen hätten, langten wir stark erschöpft in Neumarkt an.

Es stellte sich bald heraus, daß diese 12tägige willkürliche Austreibung von den Polen als eine Gelegenheit zu ungestörtem Plündern benutzt worden war.

Hartnäckig sich haltende Gerüchte von einer baldigen Wiederholung der Ausweisung, welche die verängstigte Gemeinde quälten, veranlaßten uns bald darauf zu einer gemeinsamen Petition der beiden evangelischen und des katholischen Geistlichen an den polnischen Bürgermeister. Dieser ließ uns durch die jüdische, übrigens uns Deutschen wohlgesinnte Dolmetscherin schon damals erklären, die Evakuierung der gesamten deutschen Bevölkerung sei eine von höheren Regierungsstellen beschlossene unabänderliche Maßnahme, wenn auch der Zeitpunkt noch nicht festliege. Doch sicherte er uns zu, es werde nach Möglichkeit "menschlich" verfahren und Rücksicht auf kranke, schwache und gebrechliche Personen und Kinder genommen werden. Wir sahen darin schon einen gewissen Erfolg unserer Bemühungen und dankten Gott mit der Gemeinde.

Zu einer Ausweisung kam es zunächst nicht, doch wurde die Bevölkerung durch immer wieder auftauchende Gerüchte in ständiger Unsicherheit, Angst und Spannung gehalten. Es war ein regelrechter Nervenkrieg.

Oft kam es auch zu Tötlichkeiten und Mißhandlungen deutscher Männer und Frauen. Bald da, bald dort wurde eine Familie willkürlich aus ihrer Wohnung verjagt. Von der Einrichtung durfte nichts mitgenommen werden. Wenn sich polnische Miliz oder eine "Möbelbeschaffungskommission" sehen ließ, brach eine Angstpsychose aus. Wegen geringer Vergehen wurden Männer, auch Frauen, eingesperrt und oft geprügelt, mußten schwer arbeiten und hungern. Rechtlos, wie gehetztes Wild, waren wir Deutschen geworden.

Nur langsam gewöhnte man sich an diesen Zustand der Unsicherheit und Armseligkeit. Das "einfache Leben", das wir zu führen gezwungen waren, verlief in sehr primitiven Formen. Jeden Morgen um 7.00 Uhr mußten sich sämtliche deutschen Männer und Frauen mit weißen Armbinden auf dem Marktplatz versammeln und wurden durch die deutschen kommunistischen "Bürgermeister" zur Arbeit eingeteilt. Nur die Arbeitenden erhielten Essenmarken und (bekamen) dafür mittags aus einer Volksküche die dünne "Polensuppe" und ein Stück Brot. Geradezu unmenschlich war es, daß die Kinder leer ausgingen. Sie hielten sich dafür an die russische Militärküche und bekamen, wenn sie Glück hatten, ab und zu etwas.

Es konnte ihnen aber auch passieren, daß der Koch, wenn er schlecht gelaunt war, einen großen Kübel mit Essen vor ihren Augen wegschüttete. So blieb uns nichts anderes übrig, als zu betteln oder irgendwo etwas zu besorgen. Auch versuchten wir nach und nach, einige Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände zu versetzen, um einige Zlotys in die Hand zu bekommen. Die zerbrochenen Möbel und Schulbänke wurden täglich zu Brennholz zerkleinert, wobei auch die Kinder fleißig halfen. Unsere 14jährige Tochter half außerdem eifrig durch Strickarbeiten für polnische Familien, etwas Geld oder Lebensmittel zu verdienen, während

die 11jährige vorübergehend in einem polnischen Geschäft eine ... Beschäftigung fand. ... Meine Frau war ... später wochenlang von morgens bis abends beim Kartoffelschälen in der russischen Militärküche angestellt. Das war, so anstrengend diese Tätigkeit auch war, doch ein begehrter Posten, denn es gab wenigstens so viel Essen, daß auch die übrige Familie davon zehren konnte. Dann und wann erhielt ich aus der Gemeinde für meinen Dienst Spenden an Brot, Mehl, Sirup u.a., so daß bei aller Knappheit immer wieder der Hunger gestillt werden konnte. Und doch führte die fast fettlose Ernährung allgemein zu einer zunehmenden Entkräftung.

So wuchs die Zahl der Krankheitsfälle schließlich zu einer regelrechten Hungertyphusepidemie an, die in Stadt und Land zahlreiche Todesopfer auch unter der Jugend forderte. Ich allein hatte im zweiten Halbjahr 1945 über hundert Beerdigungen zu halten; bei meinem Amtsbruder werden es wohl ebenso viel gewesen sein. Bei der schon stark zusammengeschmolzenen Seelenzahl war das ein außergewöhnlich hoher Prozentsatz.

Traurig und armselig war die äußere Form dieser Bestattungsfeiern. Ein Sarg durfte nur in seltenen Fällen und nur mit Erlaubnis der polnischen Behörden geliefert werden. Manchmal halfen sich die Angehörigen mit einem Sarg aus Schrankbrettern, ... oft mußten aber die Toten ohne Sarg, nur in eine Decke gehüllt, ins Grab gesenkt werden, bisweilen kamen mehrere zusammen in ein Gemeinschaftsgrab. Ab und zu traten russische Soldaten während der Feiern neugierig und schwatzend ans Grab, wenn auch ernstliche Störungen kaum vorkamen. Erstaunlich war, daß einzelne, meist ältere Soldaten bei der Begegnung mit einem deutschen Leichenzug grüßend die Mütze abnahmen; doch blieben das freilich Ausnahmen.

Als später allgemeine Schutzimpfungen der Bevölkerung durchgeführt wurden, ließ die Typhuseuche allmählich nach. Doch klagte der einzige deutsche Arzt, der ... in aufopfernder Arbeit tätig war, über den immer stärker werdenden Mangel an Medikamenten. ...<<